

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

E i n g a n g.

Man sagt wohl, der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil! der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr, als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anderes, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister starb, und sich von einem Bäckergehilfen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zuviel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerrissen. Er selbst erzählte uns seine Abenteuer zuweilen; diese Abenteuer aber sind so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich will sie hier niederzeichnen, so gut ich mich

ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meisten aber mir selbst, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhaft erinnern, die ich in der lehrreichen Gesellschaft des lebenswürdigen Greises genoß.

In die Bäckerstube.

Noderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzstadt das Amt eines Zöllners; hatte wenig Vermögen, aber viel Verstand, viele Kenntnisse. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und schrieb, im Zeichnen und auf der Flöte Seinesgleichen suchte, brachte er es doch nicht weiter, als zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einst leichtsinniger Weise, als junger Mensch, die Hand zu einem dummen Streich geliehen. Alle Andern, die daran Theil genommen, gingen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürsprache. Er aber, weil er dies nicht besaß, mußte Sündenbock werden für die Uebrigen, und kam zehn Jahre auf die Festung. Nach überstandener Strafzeit verließ er sein Vaterland, in welchem er entehrt war; hofmeisterte eine Zeit lang umher; brach endlich das Bein; ward Kopist für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade seiner Gönner, denen er zur Last fiel, Zöllner in einer Grenzstadt. Hier verheirathete er sich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unsers Noderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn selbst, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Noderich hatte die glänzendsten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Universität zu gehen, fehlte es leider an Geld und sogar an Stipendien. Darüber grämte sich der alte Zöllner und starb. Noderichs Mutter war schon seit sieben Jahren ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der zwanzigjährige Zöllnersohn stand nun allein. Die Habe des Verstorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reisegeld, und so wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, sehr überflüssig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte seines Vaters Schwester, verwittwet, und fristete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelsäden, Feuersteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit nassen Augen vor die Schwester seines Vaters, und kündigte ihr dessen Tod und seine Armuth an. Die gute Alte ward bewegt; umarmte ihren Neffen, der ein großer Junge war, und versprach für ihn zu sorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld,“ sagte sie, „ich habe nichts! also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Der Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo er lebte; und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verderben. Wozu Bücher? Sieh', ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Duzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen goldenen Boden, und beim Backtrog ist noch Keiner verhungert.“

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine Horazische Ode auswendig.

Der Bäcktrug.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft heißer machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto liebevollere Tochter, die dem guten Jungen Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der, als Major bei einem Dragonerregiment, mit Seinesgleichen im Städtchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, blutjung, sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden; aber es gab im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider welche alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrühte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Bauban gut studirt haben; die Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß

sich, zu kapituliren. Kein Wunder! Ein Prinz ist für ein Bäcker-
mädchen jederzeit nicht nur ein Engel, sondern wenigstens ein
Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter diese Geschichten ge-
kommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner
Jungfrau Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Brief-
träger hätte ungesegnet aus dem Hause wandern müssen. Aber so
verstand man sich, Meister Birnenstiel wußte nichts davon, daß
ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen- als
Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines
Sidams einzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und
zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies
Abenteuer war Schuld, daß Roderich die Kunst, Brod und Sem-
meln zu formen, aufgab.

Eines Abends nämlich schlich der Prinz in Bürgerkleidern vor
dem Hause Meister Birnenstiels vorbei, um Gretchen zu sehen.
Aus guten Gründen stand Gretchen von ungefähr vor der Haus-
thür, um nach den Sternen zu sehen. Obwohl der Prinz dies-
mal unbesternat war, sah sie doch nach ihm. Und wie konnte sie
anders, da er dicht neben ihr stand? Vermuthlich um nicht von
Andern gesehen zu werden, traten beide in den finstern Ausgang;
und da die Mutter Birnenstiel oben an der Treppe hustete, schlüp-
ften beide verschüchtert in die Backstube hinein, wo Roderich den
Teig gemacht hatte, und nun bei seinem Lämpchen saß, den Homer
zu lesen. Ehe er sich's versah, riß ihm Gretchen den alten Griechen
aus der Hand, und schob ihn aus der Backstube hinaus, mit den
vielsagenden Worten: Gib Acht, wenn Einer kömmt.

Während Roderich draußen gehorsam schildwachtete, erklärte
Prinz Xaver seiner Goldseligen die Leiden eines liebenden Herzens.
Gretchen, das auch Romane gelesen hatte, hörte ihn mit Rührung

an, ohne jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber schwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schicksal ihn verhindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt,“ sprach er, „gibt's nur Liebe, keinen Rang.“ Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?“ seufzte Gretchen. — „Was mehr?“ rief Raver: „so eilten wir zum Strom, unserm kristallinen Grab! Ich schloße dich fest in meinen Arm“ — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß“ — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!“

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr in den breiten Backtrog nieder, den er bei der Lampendämmerung oder in der Liebestrunkenheit für ein Sofa gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Ergemeineres konnte den beiden Entzückten nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jedes suchte sich zu retten, und knetete das andere desto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war so gefährlich, als unbehilflich. Endlich stürzte unter den gewaltsamen Bewegungen der heillose Backtrog sammt den getreuen Liebenden mit einem Geprassel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winseln der Unglückseligen. Er sprang in die Backstube, und war fast versteinert,

als er zwei seltsame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menschengestalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erst dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdseligen, tiefverfleisterten Augen Licht zu verschaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und schabte sich damit das Gesicht. Das zu Boden gefahrene Mehl stäubte wie eine Wolke auf.

Unterdessen hörte man den Meister Birnenstiel, wie einen Jupiter, mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und sein Liebchen zu retten, hatte Geistesgegenwart genug, dem Meister entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen und auf die Straße zu führen, mit dem ungekünstelten Angstgeschrei: „Flieht, flieht aus dem Hause!“ — „Warum?“ schrie Birnenstiel. — „Ein Erdbeben!“ lallte Roderich. Desß erschrak der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!“ Der Bäcker, von einer panischen Angst befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter seinen Sohlen. Er war neben seiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens, vieler Sünden wegen, schon längst prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, stürzte ihm der zusammengekleisterte Prinz entgegen, und riß ihn mit sich fort, durch die Hinterpforte, die Straße hinab. — „Wohin denn?“ rief Roderich. — „Du mußt mich reinigen. Ich darf mich keinem Menschen zeigen, ohne Spott der ganzen Stadt zu werden.“

Der Glückstern geht auf.

Inzwischen Meister Birnenstiel noch betend auf den Untergang Gomorrha's wartete, und seine Tochter sich entteigte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieser einmal wieder freien Athem schöpfen konnte, dankte er seinem Erlöser, und lobte dessen

sinnreichen Einsfall, die fatale Geschichte einem Erdbeben zur Last zu legen.

„Ach!“ seufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb so einen sinnreichen Einsfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meisters zu retten. Denn der wird mir das Erdbeben mit Heulen und Zähnklappen vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!“

„Deinen Homer?“ sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein gutes Herz besaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchen Sorge nicht, sie wird sich schon hinauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Ruhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen, komm morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe Niemanden, daß ich's bin, der dich unterstützt.“

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgenden Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu verkünden, daß Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtet. Die gutherzige Ruhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studiren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau

liebgewonnen während seiner Bäcker- und Leidensjahre, wie eine andere Mutter; und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden hatte, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Sammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln drei Jahre lang. Dann aber ging Seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er sie geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden? Auch seine gute Muhme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier, als Wäsche, in ein Köfferchen, nahm Extrapost, und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, biederem Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft,

feurig, und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben würde.

„Weißt du noch, Roderich,“ sagte Heuven beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!“

„Ich weiß es, Heuven!“

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner jemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm. Schäme dich nicht. Fordere, ich helfe dir. Ich theile mit dir.“

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomaten. Andere Stunden, andere Menschen; andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuven, und machte aus dem Bunde einen allfälligen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuvens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter, beschäftigte ihn so sehr, daß er Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme, vor dem Gasthose eines Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und versüßlicher Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?“ redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrlingen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte

sich dem Jüngling mit vielen Kragfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Nessen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Diese Nachricht überraschte den guten Roderich — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwidern konnte; ihm den Rücken drehte und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode Alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter, in der weiten Welt für sich da.

Als der Postherr und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe neigten sich seine Augen; als aber der Wirth eine Hammelkeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, als er allein da saß, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der

Hammelkeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit, hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Phantasie höhern Schwung. Sehnsuchtsvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh' mich empor zu dir! Was soll ich Verlassener allein hienieden? Wo ist ein Herz, das noch für mich schlägt?“

Der gute Roderich glaubte, sein Selbstgespräch höre Niemand, als etwa der Geist der hochseligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halböffener Thür speise; daß ein hübsches, vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür stand, und seinen Schmerz eben so sehr, wie seine kräftige Gflust, bewunderte, und zuletzt durch das wunderliche Schauspiel zum Lachen gereizt, davon sprang.

„Ach, Herr Geheimerath,“ rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langsam die Treppe herauf kam, „ich bitte Sie um Gottes willen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da sitzt ein himmlisch-schöner junger Mensch, der sich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, fast die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht gesehen, wie man vor Herzeleid ein so ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegessen kann. Gehen Sie doch, trösten Sie ihn.“ — Und damit schob sie ihn in den Saal, obwohl er sich ehrbar sträubte, und einmal ums andere brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin.“

F o l g e n d a v o n .

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, „den himmlisch-schönen jungen Menschen“ mit Anstand länger sehen

und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draußen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfang, und mit Roderichs offenerziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelkeule noch, als Zeugin seines Schmerzes, auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen,“ sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen lernen. Ich bringe den Herbst auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Residenz. Haben Sie Lust dazu?“

Roderich war über den Antrag froh bestürzt. Er sah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblick auf die junge Gräfin, deren Augen an seinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es gesprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Erbieten an, und um so lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbschaft seiner Ruhme und sonst nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und sprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abenteuer zu erzählen.

Die Erbschaft.

Fräulein Brigitte, fünfundzwanzig Jahre alt, eine empfindsame Schöne, wohlbewandert in der neuesten Romanenliteratur, fand das Abenteuer göttlich, und als sie den Roderich gesehen hatte, beinah' übergöttlich, doch sagte sie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Geheimerath nur zum Kanzleikopisten und Privatsekretär bestimmt — fuhr, statt ins Städtchen der seligen Ruhme, aufs Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, ward er da so einheimisch, vertraut und beliebt, sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Ruhme und Erbschaft fast vergessen hätte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vorzüglich, spielte Klavier und Harfe allerliebste, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Geheimeräthin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmaek nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Ferienarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, dann empfehle ich Sie dem Herzog.“

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich sich für einige Tage ins Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz

zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen“ durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele“ nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt sei; dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderich's Herz sie verehrte. Sie hüpfte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der besten Welt.

Er fand sich aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gervatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25,000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizig selige Frau auf Zinsen ausgezahlt hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden.

Der P u d e r m a n t e l.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine ihn mit unbefangenen Wohlgefallen. Roderich zit-

terte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihm das Köpfchen zu verrücken. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und für ihn ein neues, zerstreungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter gleichem Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine Neigung inniger. Es war schon zu spät, gewisse Gefühle anzujäten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllnerherkunft dachte, konnte er den Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Blicke der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Gefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts, als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathsrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sich's gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbefuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite, in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreutem Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrath entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Excellenz den Herrn Geheimenrath, um, der Etikette gemäß, sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel außer Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Freundin, im Gewand schneeweißer Unschuld, an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit, wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angst seines Herzens: „Ich beschwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — fassen Sie sich — sehen Sie doch — ich verzweifle!“ — Brigitte, welche diese abgerissenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen seiner eigenen Betrübniß nahm, ward nur um so bewegter. „Ach,“ seufzte sie, „wir sind beide unglücklich! Aber, Roderich, es ist ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, bestes Fräulein, aber Sie machen — —“
„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreise.“

Der gute Roderich war schon ganz scheeficht geworden. Selbst Brigitte, da sie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn

mit zärtlichen Blicken anschauen wollte, erschrak über die übel zugerichtete Gestalt.

In diesem Augenblick trat der Geheimerath aus seinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Besonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich unter ihrer Stubenthür stehen. Nachspringen konnte er ihr nicht; also faßte er sich kurz, machte Er. Exzellenz das gebührende Kompliment, und bat um seine fernere hohe Protektion. Er stotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben so verlegen, als der Legationsrath. Er hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Exzellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!“ stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war Alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete es nicht. Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht so sehr das Verdienst des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenrathes war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Residenz war die Sache so gut als abgethan, Roderich sei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur Roderich selbst glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die schöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitte in emsigem Briefwechsel. Dankbarkeit, Achtung, Freundschaft fesselten ihn an sie und ihre Familie. Und wenn sie so schön schrieb, wohl gar ein paar Verse in ihre poetische Prosa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er sich, wenn er eben zur poetischen Prosa oder prosaischen Poesie nicht gar gelaunt war, statt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um sich in höhere Stimmung zu werfen. Guter Himmel, dann ward Alles Poesie. Dann ergossen sich seine Gefühle in Worte, die übernatürlicher Art schienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der sein Geist verschmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein stand; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein Traum von ihr mehr werth, als ein Leben voller Glück und Herrlichkeit sammt dem glänzenden Nachschweif des unsterblichen Namens.

Natürlich, so etwas mußte Brigitten neu begeistern. Allein endlich ward das Phantasiespiel mit dem ätherischen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abwesend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwischen Brigitte in die ungeliebten Jahre einrückte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem seufzte sich unter ihren Anbetern ein gewandter, altadelicher Kammerherr von Hohenschopf fast krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leidlicher junger Mann in der Nähe ist besser, als zehn ehrfurchtsvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen ist und bleibt am Ende doch immer ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechselte noch Briefe mit Roderich, als sie mit dem Kammerherrn in aller Unschuld Blicke wechselte. Endlich wurde der Blickwechsel lebhafter, als der Briefwechsel, und zuletzt wünschte das zur Kammerherrschafft aspirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu; weil er ihr noch nie getreu gewesen. Er machte sich darauf gefaßt, in ihr seine künftige Ghehälft zu sehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Endlich ward sein Geschäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majestät, mit der oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vorthellhaft für seinen Herzog geendet, und dieser berief ihn in schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam fast Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarbara und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Excellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!“ sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglückseliger Weise hatte es dem

Herrn Hofmedikus beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sein mögen. Roderich, auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, vermuthete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigsten Negoziation seines diplomatischen Lebens bevorständen.

Anfangs ging Alles glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich viel zu erzählen. Roderich erschien so liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beschloß, noch in der gleichen Stunde mit Roderich aufs Meine zu kommen. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts Anderes. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte stammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie sich's gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man sprach vom Theuergebliebensein; von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte; vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, Alles war im besten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofmedikus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel verheimlichen, aber dabei verging ihm doch Lust und Liebe. Er ward stiller, einsilbiger, ernsthafter. Brigitte, welche dies für Kampf seiner leidenschaftlichen Liebe und allzugroßer Schüchternheit hielt, ward um so thätiger, ihn zu ermuntern, diese verhaßte Bescheidenheit zu vernichten. Alles vergebens. Der Unglückliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zusammenzubeißen, und dabei so gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthusiasmus und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies Alles nicht zu bemerken.

Je verführerischer sie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward seine Noth. Er gab sich viele Mühe, ihr die liebkoosendsten Sachen zu sagen, aber that es mit Geberden der unverkennbaren Verzweiflung. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich,“ sagte sie, „nach einem so langen Umgang, nach einer so traulichen Freundschaft, als wir beide pflogen, sollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu sein. Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie sind nicht offenherzig gegen mich. Täuschen wir uns nicht selbst.“

Er starrte sie lange mit sonderbarer Angstlichkeit an, die sie sich ganz falsch erklärte, und sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?“

„Wehe mir!“ seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel: „das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jezt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?“

„Ich nicht redlich? nicht offen?“ rief er mit gedämpfter Stimme und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er in der Seelennoth nicht sagen. Er suchte schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie sind nicht offen. Ich weiß es, gestehen Sie es nur. Sie lieben eine Andere.“

„Eine Andere?“ seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die hypochondrische Angst, denn er glaubte, Brigitte vermüthe Wilhelminen.

„Ha!“ sagte das Fräulein mit ernster Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie, und werden Sie glücklich!“ — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Apostrophe auf Roderich hervorbringen werde.

Dieser aber, in seinen Gedanken nur mit dem gottlosen Hof-

medikus beschäftigt, ließ sich in seiner bitteren Pein das Erlösungswort: „Gehen Sie!“ nicht zum dritten Male sagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geschwind mit einem Delinquentengesicht die Hand, und rannte wie im Sturm davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenschopf förmlich in der Residenz verkündet.

Dieser jähe Wechsel in den Gefinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, so lieb ihm auch sein mochte, seine Freiheit behauptet zu haben. Er besorgte, von Seite des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, diesem Biedermann vollen Aufschluß über sein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der sich oft vor ihm hatte verläugnen lassen, zu sprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwist schnell. Der Geheimerath lachte übermäßig, und tröstete den guten Roderich, der sich betrübter und verliebter stellte, als er je gewesen war.

„Mein Gott, warum sagte er mir das auch nicht?“ rief Frau von Hohenschopf hintennach, als sie es erfuhr: „Der Herr Hofmedikus verdiente mit seinen Mixturen und Latwergen Landes verwiesen zu werden.“

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Ausöhnung war, Roderich wurde zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der

jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den paar Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum ersten Male wieder sah, nur mit stummem Erröthen aus der Ferne, nachher lange nur mit Blicken voller Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er würde sie wahrlich kaum angeredet haben.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, die sie ehemals im Landerndschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegen sprang, sich harmlos an seinen Arm hing, und ihm ungerufen tausend artige, oft schmeichelnde Sachen sagte. Sie wußte ihm keine schmeichelnden, artigen Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die Jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei Folge von Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehreren Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Etikette, Zeremoniel und Ritualen zusammengewachsen. Allein Roderich irrte doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur genommen.

Inzwischen trug der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand durch Wilhelminens Nähe, jene steife Göttin des Hofzeremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viele Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensflugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft und Achtung schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr Hausfreund, und Gräfin Wilhel-

mine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, eine Art von Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, wäre ihr, was Roderich allenfalls Ähnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter solchen Umständen war Roderich leidlich glücklich. Durch täglichen Umgang milberte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft; aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Das Schlimmste blieb, daß Wilhelmine zwar sehr gnädig gegen ihn war, ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß wohl, mit solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als mit erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landgute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste. Da der Herr Justizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Essen in einem Wäldchen spazieren zu führen, lockte aufsteigender Dampf und Rauch hinter Gebüsch die Neugier der Lustwandelnden.

Bald erblickten sie unter sich im Thale, zwischen Gesträuchen, eine Bettlersfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von sechs bis sieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den sie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren half der Mutter Wäsche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüschen

ausgebreitet hing. Das Anziehendste bei diesem Schauspiel waren die mannigfaltigen Beweise der Liebe, welche die Kleinen abwechselnd sowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Aeltern gaben, oder von ihnen empfangen. Die arme Frau hielt sich für unbelauscht und überließ sich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauspiel so unterhaltend, daß sie sich niedersezte, um recht lange beobachten zu können. Roderich ersah sich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute sind so arm — so arm! und doch sind sie glücklich!“ sagte oder flüsterte Wilhelmine nach einer langen Pause, indem sie mit Augen auf Roderich blickte, die dunkler leuchteten, als hätten sie geweint, oder als wollten sie weinen.

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges; es sucht nur genügsame Herzen.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Brüder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an Waise.“

„Wie ich!“ sezte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine: „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater

gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber ich . . .“ hier verlor sich ihre Stimme in einem Seufzer.

Beide erzählten sich in die tiefste Wehmuth hinein. So offenerzig hatten sie nie mit einander gesprochen; und mitten in diesem Erguß gegenseitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl seines und ihres Unglücks sprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!“

Sie sah ihn an und sagte ganz gutherzig: „Wohl, Sie würden mir, als Bruder, gewiß lieb gewesen sein!“

„Wählen Sie mich dazu!“ seufzte er treuherzig, so daß Wilhelmine nichts erwidern konnte. „Ja,“ sagte sie, „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder sein können — offen, vertraut, redlich wie ein wahrer Bruder, Sie sollen an mir eine wahrhafte Schwester haben. — So unbefangen habe ich noch Keinem über Familienangelegenheiten gesprochen, noch Keinen von den feinigern sprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen sollen Sie behalten. Verlassen Sie mich nicht, so wie ich gewiß an Ihren künftigen Schicksalen den schwesterlichsten Antheil nehmen werde.“

„Liebe Wilhelmine, Schwester!“ sagte Roderich, und drückte sie an seine Brust, und küßte sie; und sie, obgleich schüchtern, küßte zitternd den Adoptiv-Bruder mit Schwesterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß fast etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schwester im Arm gehalten hatten, und für das erste Mal war solch ein Entzücken sehr verzeihlich.

Am besten befand sich, bei diesem Bunde des Geschwisters, die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab, gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegen sprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden, da sie heim gingen zum Landhause der

Oberhofmeisterin, als wenn alle blühenden Gebüſche ihnen Freudenfränze reichten; als wenn der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein langer zärtlicher Schweſterfuß der Natur ſei.

Abends war bei der Oberhofmeisterin Ball. Da hätte man Bruder und Schweſter tanzen ſehen müſſen, um die Geſchwisterliebe zu bewundern!

Der Strickbeutel.

Wie hochſelig Roderich war, darf ich wohl nicht erzählen. Als Juſtizrath und Präſident ſeines Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an ſeine holdſelige Schweſter hartherzig ſein? Er gewann durch ſeine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen zweiten Schweſterfuß vergeſſen haben würde. Zum Beiſpiel, der alte, franke Herzog ließ ihn öfter zu ſich kommen, um ſich mit ihm über Landesſachen zu unterhalten. Roderich beſaß das Talent, gut vorzuleſen; die Schweſter hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuſten Schriften leſen. Der Herzog gewann dadurch den verdienſtvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in ſeinen geheimen Kabinetſrath. — Am Hofe ſchüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte ſich, daß der alte Herzog, der in ſeinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in ſpäten Tagen auf ſolchen Einfall komme. Aber deſto tiefer bückte ſich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie geſagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner ſein können: wäre ihm nur ſein Schweſterchen geblieben, er hätte keine Abnahme ſeiner Seligkeit geſpürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen Unſchuld ihr auch erzählt hatte

wie er sie von jeher über Alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß eines Tages in der Kutsche, um, von ihrem neuen Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzog zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schließen und der Kutscher davon jagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!“ rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstherrn kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin.“

Roderich ging also an das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür; auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offene. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und der — Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupstuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben Ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere hineingekommen.

Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lachend; und begierig, einen Stoff zu brüderlichen Neckereien zu finden, überflog Roderich im Augenblick den Inhalt des einen Briefs — ward ernster — durchflog den zweiten, dritten — war fast außer sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte Gesicht, mit welchem er sich zu Wilhelminen wandte, erschreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gotteswillen, Roderich, was sieht Sie an?“ rief sie.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entsetzen seiner Seele lag. Erschrocken betrachtete die Gräfin erst die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und sagte: „Mein Gott, das ist nicht mein Strickbeutel. Sie haben mir den der Oberhofmeisterin gebracht. So geht's, Herr Bruder, wenn man blindlings hinschürmt. Gehen Sie jetzt, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiskretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text lesen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palast. Man stieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres Bruders Verlegenheit lustig; Roderich stumm, fast düster.

Die Gräfin erzählte dem Herzog sogleich das Quiproquo und mit so viel komischen Zusätzen, daß der alte Herr gar herzlich lachte. Roderich aber bat Seine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geschäftssachen, und entfernte sich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich sonderbar, und ein wenig unhöflich; sie begab sich inzwischen, ohne etwas Arges zu denken, in den anstoßenden Saal,

wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Unterhaltung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein seltsam zerstörtes Ansehen. Man ging früher aus einander als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, die Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben Lärmen und Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um elf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisefleibern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn begegnet?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine,“ flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinzen Eaver zu retten und wo möglich her zu führen. Man hat abscheulichen Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zur Neige — und der Prinz ist noch ein Hinderniß, sonst stiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den . . . schen Hof. Daraus waren verrückte Pläne berechnet, weil der Erbprinz Vielen an unserm Hofe nicht lieb ist; weil man seine Wiederkunft und unangenehme Reformen befürchtet; man hatte Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam Alles an den Tag.“

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen von Trauer aufzulösen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlener Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlug; keine Bemerkung darüber!

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Die Briefe, welche er von Hause bekommen hatte, sprachen nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Ausland bleiben, und fremde Geseze, Sitten und Einrichtungen studiren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Geseze, Sitten und Einrichtungen der Staaten, als um Opern und Hoffeste zu thun war. — Im Grunde hatte der junge Mann, der neben einigem Leichtsinne doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten umgarnt und betrogen. Diese standen mehr im Sold des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe unterschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut auslaufen konnten.

Da ich hier keine Staats-, Hof- und Intriguengeschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Gile seiner Reise halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können,

daher sahen sie ohne Argwohn die Ankunft des deutschen Landmannes. Aber schon den zweiten Tag erfuhren sie die Wirkungen desselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Briefe seines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Charakter und Geschäfte seines Sohnes, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn so lange als möglich von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um Alles bringen wolle.

Xavers Entschluß war rasch genommen. Er ließ seine Leute verhaften, und ihre Papiere untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, was man wissen wollte, ins Klare zu bringen; die Bösewichte zu strafen; die Schuldlosen auszusondern. — Ohne Verzug ging's zur Reise in die Heimath.

Erst wie sie mit einander im Wagen saßen, fiel's dem Prinzen ein, dem Kabinetstath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher, wie in schwerer Betäubung, gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar, und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig! Ehre, Thron, vielleicht Leben, Alles!“

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem Fall hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie ließen mich studiren.“

„Wer? wie? ich!“

— Als Sie während eines gewissen Erdbebens in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . .“

— Richtig, der bin ich und kein Anderer, der Bäckersjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?“

— Hat einen ehrsamten Leinweber geheirathet.

„Bon! Und wie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum schreiben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!“

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht Alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode seines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachtessen getödtet.

Der neue Herzog Kaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft: dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme und sagte: „Verlassen Sie mich jetzt nicht; werden Sie mein Rathgeber, mein Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben.“

Die Priße Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allen aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich, mit dem Rang eines Grafen, das Portefeuille des ersten Ministers übergab. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß die Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten an den Hof ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf,“ sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend.“

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten zur Residenz.“

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schließen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?“

Der Minister stammelte: „Ihre Durchlaucht, es ist eine alte angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder seine Schwester.“

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?“

„Ach!“ seufzte der Minister: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glücklichste aller Menschen! — Allein die Gräfin —“

„Gut, gut!“ sagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig. Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Gesellschaft sehe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin. Wir sprechen uns wieder.“

Folgenden Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthüre hinter Tapeten, von Papier, und sagte: „Geschwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme sie ins Verhör — sie soll beichten — Sie sollen Alles hören — dann entscheiden Sie selbst.“

Der Minister hatte gut gegen die Ueberraschung protestiren; er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich ins Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Tone bittere Klage über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie

doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin, in den Papieren meines Vaters finde ich unter andern auch eine Willensäußerung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aelternrechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen.“

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwidern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?“

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach,“ dachte er, „wen wird Sie nennen?“ Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Se. Erzellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabakschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabaksatome in die Nase des nie schnupfenden Roderich gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Erzellenz leicht vorstellen.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt: da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortrefflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch

bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel,“ sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen.“

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie,“ sagte der Herzog, „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?“

„Mit nichten,“ sagte die Gräfin, „ich schätze ihn.“

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?“ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinen vereinte . . .“

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopfe an die Tapete, der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche, seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelminen noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht.“

Nun aber brach der geheime Nasenreiz so heftig aus, daß der Minister beim ersten Ruck mit dem Kopf durch die Papiertapeten erschien.

Hier war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister aber erbrausete sechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach,“ rief er, „ich sterbe!“

Lachend ließ der Fürst seinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte den Lachern nichts erwidern, als: „Die intriganten Rollen gelingen immer schlecht. Ew. Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will aber

bessern, wie ich kann!" Und damit lag er zu den Füßen seiner schönen Schwester, die vor Lachen unmöglich Nein sagen konnte.

S c h l u ß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ sich ein Fremder melden, der schlechterdings keine Abweisung annehmen wollte. Der Minister, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da schickte der Fremde seinen Namen mit Bleistift auf einem Stückchen Papier geschrieben. Roderich las: „Heuwen.“

„Was, der Baron von Heuwen?“ rief Roderich, „mein alter Universitätsfreund? — Laßt ihn sogleich kommen!“ Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen sein bester Freund auf hohen Schulen gewesen; wie dieser der reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt, wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedsfuß gesagt: „Geht's dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!“

Indem trat der Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kothigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorragten — genug, eine Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Sw. Erzellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird meine Auslieferung begehren.“

„Warum denn?“

— Weil ich drei Loth Schnupstabak, statt Kaffee's kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten gnädigen Frau die Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreibersdienste thun mußte.

„Du Schreibersdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

— Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Gr. Exzellenz Thürschwelen; denn wegen meiner Schuhe und Strümpfe wollten mich Ihre Leute auch noch vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hängen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Bäcktrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seine Wehmuth bei der Hammelkeule, die ihn in Verbindung mit der Gräfin Wilhelmine brachte; des Pudermantels, der ihn adelte; der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sachen untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen.“

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

Die Vorrede.

„Was träumen Sie denn Liebes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags ins Theezimmerchen trat. Baron Heuven saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Wetterstrahl durch die heiße Luft, und ein Krachen mit Nachdonner folgte, wie wenn alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuven regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lusterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschraf von Herzen bei dem Donnerschlag, und war um so mehr über Heuven's Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuven erblickte die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Projekte! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen, Sie müssen mir Alles billigen.“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach!“ seufzte der Baron aus seinem Tiefsten: „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger, als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Gibt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtlehen — nur ein Aemtlehen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder zusammenschrumpfe —

oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen. Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede.“

Indem rauschte der Gewitterregen mit großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat ins Theezimmer. „Aus unserer kleinen Lustfahrt wird heute nichts,“ sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetisch führte: „wir bleiben den Abend unter uns.“

„Nun, Baron,“ sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts elf Uhr.“ Sie erklärte ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen,“ sagte der Minister, „bist mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig. Die meinige hast du gehört.“

„Richtig,“ versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, liebe Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir zuzuhören, so will ich erzählen. Es wird etwas Teufelei durch einander geben, nota bene, wobei ich immer, als ein armer Teufel, am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig, als es mich angefochten hat. Ich bin der leibhaftige Candide, und behaupte allen Teufeleien zum Trost: „es ist doch die beste Welt.“

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes.

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Vaters zurückkam und in die kurfürst-

liche Residenz, hatte sich, so schien es mir, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr, sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß ich nicht, wie es mit meinen Verwirrungen geendet haben würde. Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu thun, oder mich bei den Hottentotten einzubürgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete meine kräftige, jugendliche Natur mir den zur Reife gehenden Verstand, und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlichem Sinn auf Personen geringern Standes, und mit Ehrfurcht auf Personen höhern Ranges, die, wie Götter, vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die Tugend- und Heldengbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts, als diesen Mustern der Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und da ich endlich in Geheimniß und Lehre des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So betrat ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neuen beisammen lasen; wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer vortrefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um Weisheit zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es

nicht für dich Wort haben willst, wenigstens ich, sah die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll gefunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Monstrum.

„Es freut mich, Thomas,“ sagte mein Vater zu mir, „du hast deine Zeit wohl angewendet, nur zu wohl. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allem läßt sich im wirklichen Leben nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden, Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden. Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeug Aller, um dich unentbehrlich zu machen. Bist du dies geworden, sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von den ältesten Landesgeschlechtern und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du, nächst dem Kurfürsten, der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen verrückt, die zur Welt so wenig nützen, als dem Blindgeborenen ein Teleskop.“

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber“ entgegengesetzt; doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen mein Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Zirkel der Residenz ein-

geführt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Treiben, worin ich mich schnell einzufügen wußte, fade, gemein und sogar verstandlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebten, freunden, die einander priesen und vergötterten, hätzten einander Alle zum Besten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu sagen. Jeder war Egoist und sah nur sich, indem er für Andere zu leben und zu sterben schien.

Man stellte mich dem Kurfürsten vor. Er empfing mich mit ungemein gnädigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinste, als der glänzendste bekannt, der Kurfürst selbst von Dichtern und Prosaisern als Kenner und Gönner der Wissenschaften und Künste gepriesen. In seinen Gesprächen mit mir nahm er gelehrten Ton an. Ich bemerkte nur von seinen Redensarten, er habe aus den neuesten Schriftstellern der Franzosen eine gewisse Lünche angenommen. Wahr ist es, er opferte für die Wissenschaften und Künste ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das seiner Glanzsucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wissenschaften, und ließ die Schulen des Volks im erbärmlichsten Zustande. Sein Staat glich einem Menschen, der unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater kostete viel, aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen kosteten das Meiste. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten,“ sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe erblickte ich die beiden Außenenden des rohesten Sitten- und Herzensverderbens, nur dort in plumpem, hier in gefälliger For-

men: dumme Bigotterie mit Gewissenlosigkeit gepaart, Irreligiosität mit Scheinheiligkeit, verführerische Guld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhaufe. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat, wie eine herrschaftliche Domäne, die rentiren soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land bloß den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein Gewisses an Baarschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten das gleiche System bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt als großer Regent in der Welt; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus Langerweile oder Neugier zuweilen Bittschriften und Memoriale, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob damit Geseze gebrochen würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser einsähe, als jeder seiner Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Fünftelsast aller Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen, zu einer General-Provinzialtabelle, zusammen. Im Ministerial-Büreau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er die Chocolate trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz speziell mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, liebe Leutchen, wie mir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich stand auf dem Sprung, den Glauben an die Menschheit oder meinen Verstand zu verlieren.

D a s A m t.

Mein weltfluger Vater setzte mir den Kopf wieder zurecht. Er sah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was sein solle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du hast vollkommen Recht,“ sagte er, „was du schilderst, ist wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willst du, Thomas? In und mit dieser Welt mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir noch zwei Wege übrig. Entweder du sinkst aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebst sie zu deiner Höhe. Ersteres kannst du nicht. Ich möchte dich in diesem Psuhl der Gemeinheit und des Unverständes nicht untergehen sehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannst der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden. Ich verlange es. Aber beginne mit Besonnenheit. Du wirst begreifen, daß sich Hof und Staat nicht von einem Jüngling in Sturm und Drang reformiren lassen. Die Männer nennen dich jetzt schon spottweise den Philosophen mit dem Flaumbart, und die Weiber dich den jungen Bär, der erst geledet werden müsse. Es fehlt dir also das Zutrauen; dies erwirb dir.“

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?“ sagte ich. „Es ist nicht möglich.“

„Für dich kinderleicht!“ sagte er: „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden. Du rückst in eine öffentliche Stelle ein. Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst; sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was

Andere machen, deine äußere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Cavaliere des Landes. Außer meinem Vermögen, hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenburg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seite ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfalle ließe sich mit einer Mariage zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst weit kommen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte: dann, Freund, dann reformire!"

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war außer sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne anders ins Geschäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben. Er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der, weil er dem Kurfürsten in einer Liebshast geholfen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater gerechte Ansprüche zu haben geglaubt hatte. „Aber," setzte er hinzu, „du mußt dich nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern an die junge Frau von Laflute; sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein."

Ich wandte mich zu der allmächtigen Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte nie in ihren Zirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondere Aufmerksamkeit bewies. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammerassessor Liebmann wirbt darum; er hat sich auch an mich gewendet, und seine gegenwärtige

schlechte Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der alte Federfuchs unter der Haarbeutelperücke. Wenden Sie sich an den Minister, ich rede noch heute mit ihm."

Die Sache war abgethan; der Minister sagte mir die Stelle zu. Da erst erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Assessor Liebmann, ungerechnet die Dürftigkeit seiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntnissen sei, und ein wackerer Mann daneben. Ich schämte mich vor mir selbst, ihm vorgezogen zu werden; lief zum Minister und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war schon ausgefertigt, und sollte dem Kurfürsten zur Unterschrift vorgelegt werden. Der Minister sah mich mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte mir die allerverbindlichsten Sachen über meine Großmuth und über seinen Verdruß, mich nicht in seinem Departement angestellt zu sehen. Hintennach erfuhr ich, er habe meine Entsagung für ein böshafte Werk von Seite meines Vaters gehalten, und sei diesem ein noch unversöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater schüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, besann sich aber bald und sagte: „Du hast Recht, Thomas. Es ist mir gewissermaßen lieb, daß du kein Subordinirter des Finanzministers bist. Die diplomatische Carriere ist dir für dein großes Streben angemessener, führt dich auf kürzerm Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulipine; von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich inzwischen werde von andern Seiten für dich arbeiten.

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulipine anzukommen.

Sie war die erste Tänzerin und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulipine war ein leichtsinniges Geschöpfchen. Ich konnte nicht anders, als sie verachten oder bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeußern durchaus ohne moralische Anmuth blieb. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit raubte ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dafür gethan zu haben, das Patent als geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später trat mein Vater fröhlich zu mir ins Zimmer und verkündete: er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipine artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er stuzte. „Bravo!“ rief er: „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat, oder wir, eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin danken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz! Es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ — Das war die Antwort meines Vaters.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Kammerdame den Grafen Terpen zum Gesandten gemacht hatte.

Es war eben ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen, und in einem gefälligen Aeußern bestand. Er wußte zu figuriren und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war's wohl zufrieden, streifte seinen Vergnügungen nach und sammelte, zu den Berichten an unsern Hof, Geschichtchen aus der Pariser Chronique scandaleuse, die der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn, daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit, durch die Folgen seiner Ausschweifungen, zu Allem unfähig ward. Er lag noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ Paris endlich, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftspersonal in die Heimath zurück.

Hier war ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich zu meinem Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum wirklichen geheimen Kabineterrath ausersehen sei, und vom Kurfürsten selbst, daß er mich an seinem Namens-tage mit dem Hausorden dekoriren werde. Mir widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen“ aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrautesten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte man kleine französische Komödien auf, und trieb man allerlei Poffen im freisten Ton. Mir gefiel zwar

der Ton nicht; aber desto besser gefiel ich den Tongebem. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generäle, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, flogen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleinern Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbengter, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater: „Du wirst in Kurzem des Herrn rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenburg: „Hüte dich vor der jungen Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach. Ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr; aber ich sage es dir nicht. Die nächsten Monate werden dir es sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen. Thue mit ihr keinen entscheidenden Schritt, ohne mein Vorwissen, sonst sind wir beide auf immer geschieden!“

Ich hatte keine Achtung für die „Politik“ meines Vaters, denn Politik pflegte er gern, mit einer Art von Selbstgefälligkeit, seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Getreibe des Umgangs von Andern Alles zu errathen, von sich nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere Gestalt, im feinsten Ebenmaß schlank aufgewachsen, ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; daneben

hatte sie im Lande durch Alterthum des Herkommens und durch Rang und Reichthum mächtige Verwandte. Auch schien sie mich von Tag zu Tag traulicher oder herablassender, wie man es nennen will, zu behandeln, denn ihr einziger Fehler war ein ungeheurer Familienstolz. Allein sie war, Jeder wußte es, die Geliebte des Kurfürsten; wäre er nicht vermählt gewesen, vielleicht würde sie Kurfürstin geworden sein. Genug für mich, beständig und in der Mitte aller Scherze nie die ehrfurchtvolle Haltung gegen sie zu vergessen.

Die junge Gräfin aber war nicht halb so ehrfurchtvoll gegen mich. Sie machte mich nicht nur nach und nach zum Geheimenrath aller ihrer kleinen Staatsangelegenheiten, sondern der feste, forschende, oft frohe, oft trübe Blick, mit dem sie zuweilen an mir hing, sagte nach und nach, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; und wenn ich ihre Blicke nicht verstanden hätte, würden mir ihre verstohlenen Händedrücke die Zweifel gelöst haben. Das setzte mich in peinliche Verlegenheit. Ich fürchtete, der Fürst werde hinter das Blicken und Händedrücken kommen, und seine Eifersucht mir häßlich mitspielen. Aber auch diese Furcht war ungegründet. Der Kurfürst selbst bei allen Ländeleien im „kleinern Kränzchen“ richtete es immer so ein, daß die Gräfin meine Dame werden mußte. Er neckte sie mit mir, mich mit ihr. Nach und nach behandelte er uns beide, als wären wir ein verliebtes Pärchen. Man betrachtete mich am Hofe als den beglückten Nebenbuhler des Landesherrn, als den künftigen Gemahl des schönsten und reichsten Frauenzimmers im ganzen Lande. Selbst die Grafen von Tangelheim, die Verwandten meiner sein sollenden Braut, machten sich mit mehr Herzlichkeit an mich, traten mit mir und meinem Vater in engern Umgang. Mein Vater schwamm in Entzücken.

„Thomas,“ sagte er eines Tages, „die Sache ist zwischen dir

und der Gräfin Tangelheim schon zu weit gediehen. Hast du dich mit ihr erklärt, so halte förmlich um ihre Hand an. Der Kurfürst und die ganze Familie Tangelheim sieht die Verbindung gern. Ich weiß dies aus guter Quelle. Ja, wozu Geheimniß unter uns beiden? Marschall Tangelheim hat es mir selbst zu verstehen gegeben, du müßtest dich schnell erklären, denn sie könnten das Geschwäg am Hofe und in der Stadt über dich und ihre Schwester nicht länger gelassen ertragen."

"Thomas," sagte eines Tages die Tante Brandenburg zu mir, "du mußt dich gegen mich über deine Absichten auf die junge Tangelheim erklären, und ob wir ferner Freunde bleiben. Das Gerücht, das von dir umgeht, ist ehrenrührig für den unbesleckten Namen der Heuven. Oder wärest du etwa blind? Hättest du wirklich keine Augen für die veränderten Umstände, in denen sich die Maitresse des Kurfürsten befindet? Du sollst dem Kind den Namen und dem Mädchen vor der Welt die Ehre wiedergeben. Denkst du niederträchtig genug, dich dazu mißbrauchen zu lassen, so nenne mich nicht mehr deine Tante."

In der That öffneten mir diese Worte die Augen.

"Pah!" sagte mein Vater: "Und wenn dich die Tante ent-
erbt, was ist dir an den anderthalb Millionen gelegen? Deine Braut bringt dir eben so viel zu, alle Ehrenstellen, die du begehrest, den größten Einfluß auf den Staat, die Verbindung mit der ersten Familie des Kurfürstenthums. Es ist Rede davon, daß du in den Grafenstand erhoben werden sollst; der Stolz der Tangelheime läßt es nicht anders zu. Der Kurfürst willigt in Alles, was man fordert. Um solchen Preis drückt man ein Auge zu, wenn ein Mädchen schwach war, ehe es in die Ehe trat. Meinst du nicht?"

Die Katastrophe.

Es kam ein Briefchen von der Gräfin Tangelheim. Sie lud mich zum Thee ein. Ich ging ins Schloß, wo sie, als Hofdame der Kurfürstin, wohnte, die aber nie im Schlosse wohnte. Statt großer Gesellschaft fand ich die Gräfin allein, mit verweinten Augen. Mir ahnete nichts Gutes; ich verlor aber die Fassung nicht.

„Ihnen ist nicht wohl, meine Gnädige?“ fragte ich, und küßte ihre Hand.

„Wie kann mir wohl sein? Ich bin sehr unglücklich!“ erwiderte sie, und fing so heftig an zu weinen, daß ich lange nicht sprechen konnte.

„Ich beschwöre Sie, liebenswürdige Gräfin, fassen Sie sich!“ sagte ich: „Sind Sie beleidigt worden? Was ist geschehen? Entdecken Sie mir Ihren Kummer.“

„Wäre ich Ihnen lieb, Herr Baron, Sie hätten ihn entdecken sollen. Sie werden wissen, wie man über uns beide am Hofe und in der Stadt denkt. Mein Bruder, der Marschall, hat mir das erst vorgestern angezeigt. Wir müssen uns trennen. Entweder müssen Sie Hof und Stadt unter irgend einem Vorwande verlassen, um dem Gerüde ein Ende zu machen, oder ich muß auf meine Güter.“

Dieser Antrag, den ich nicht erwartet hatte, überraschte mich. Ich gestand, daß man mir auch von der Stadtklatscherei erzählt; daß sie mich verdrossen habe. Aber ich erklärte zugleich, für die Gräfin und ihre Beruhigung jedes Opfer zu bringen, und schon folgenden Tages, wenn es der Kurfürst erlaube, mich auf ein halbes Jahr zu entfernen und eine Lustreise zu machen.

„Wie, Baron,“ sagte sie, indem sie meine Hand nahm, „so leicht wird es Ihnen, von mir zu scheiden? — „Ach,“ fuhr sie fort,

und vergoß wieder einen Thränenstrom, „wie habe ich mich in Ihnen getäuscht! — Ich — nein — bleiben Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich noch unglücklicher werde. Ich mag die Trennung von Ihnen nicht.“

In meinem Leben war ich mit meiner Person nie in größerer Verlegenheit gewesen. Ich setzte das Gespräch mit Gewandtheit fort, mich stellend, als begreife ich sie nicht, immer schüchtern und höflich auslenkend; immer meine höchste Sorgfalt für die Ehre ihres Namens vorpiegelnd. Allein bei aller meiner Gewandtheit vergarnte sie mich, noch unendlich gewandter, im Reize des Wortwechsels, so daß es am Ende, ich wußte selbst nicht wie, unter uns sehr im Klaren war, sie liebe mich, die Familie sei es zufrieden, nicht minder der Kurfürst u. s. w. Und das Alles offenbarte sich im Gespräch unvermerktlich, ohne daß die Gräfin mir eigentlich einen Antrag gethan hätte, der für ihr weibliches Zartgefühl zuviel gewesen wäre. Ich dagegen plauderte mich eben so offen aus, daß sie, ohne daß ich's ihr wörtlich sagte, die Hauptfolgerung zusammenziehen konnte: ich denke nicht daran, mich zu vermählen. Glücklicherweise wickelte ich mich bisher aus allen Schlingen der Redekunst meiner reizenden Gräfin. Aber nun änderte sie die Form des Angriffs.

Während wir noch mit einander von Lebensglück, von schönen Gefühlen, von Seligkeit unsers Umgangs sprachen, sank sie mir mit Erröthen an die Brust, und indem sie ihre weißen Arme um meinen Nacken legte, seufzte sie: „Ich habe Ihnen schon zuviel verrathen; so mögen Sie auch das Letzte wissen: ich liebe Sie, und nur Sie oder Niemand wird mein Gemahl.“

Ich verstummte. Ich empfand zum ersten Mal Ekel vor einem schönen Weibe. Mit schüchterner Höflichkeit drückte ich Sie an meine Brust, und sagte: „Meine Gräfin, ich verdiene Ihre Gnade nicht.“

Indem trat ihr Bruder, der Marschall Tangelheim, ins Zimmer. Er sah uns Brust an Brust, lachte und rief, indem er schnell sich wieder entfernte: „Kinder, wollt ihr künftig allein sein, so schließt die Thüren.“ Ich war erschrocken, und hatte die Gräfin fahren lassen. Nicht minder erschrocken war auch sie. Ich benutzte unserer beiden Verwirrung und entfernte mich.

Am folgenden Tag empfing ich Befehl, zum Kurfürsten zu kommen. Er nahm mich ungemein gnädig auf, erzählte mir lachend, was ihm der Marschall von unserer Ueberraschung treulich gemeldet hatte, und setzte etwas ernst hinzu: Ihr jungen Leutchen, ich mag aber von den geheimen Liebchaften nichts wissen. Das muß ein Ende nehmen. Sie sind mir lieb, Baron. Ich gebe meine Zustimmung; die Gräfin wird Ihre Gemahlin. Ich selbst werde morgen Ihre Verbindung dem Hofe ankündigen; Ihre Vermählung ist an meinem Namenstage, an dem ich ohnehin schon bestimmt habe, Ihnen noch ganz andere Beweise meiner Zufriedenheit zu geben.

Ich fiel dem Fürsten zu Füßen, und bat ihn, mich zu hören. Er hob mich auf. „Reden Sie freimüthig!“ sagte er. Es war nicht nöthig, mich dazu aufzumuntern. Hier mußte ich mich offen erklären, denn es war um Ehre, Freiheit, Lebensglück zu thun. Ich erzählte treu und ausführlich den Gang meiner gestrigen Unterredung mit der Gräfin, und offenbarte meine Gesinnung unverhohlen.

Er ward ernst. „Die Sache aber,“ sagte er, „ist nicht mehr rückgängig zu machen, das begreifen Sie selbst. Ihr bisheriges Betragen gegen die arme Gräfin war, davon bin ich Augenzeuge, ganz geeignet, sie glauben zu machen, daß sie von Ihnen geliebt werde, und ihr auch in der That eine Leidenschaft für Sie einzulösen. Das haben Sie gethan. Sie sind Schuld, daß das lebenswürdige Mädchen sich selbst betrog, und die aufkeimende,

von Ihnen gepflegte Neigung nicht bekämpfte; daß sie mit Ihnen zum Stadtgespräch wurde. Nun hat der Marschall euch beide im allzuzärtlichen tête-à-tête mit einander überrascht. Er hat, da er meine Zufriedenheit bemerkte, die Sache aller Orten ausgeplaudert. Wollen Sie jetzt die Gräfin unglücklich machen, sie an den Pranger stellen? Das werden Sie nicht, das dürfen Sie nicht. Oder was könnte Sie dazu zwingen? Haben Sie schon eine andere Verbindung eingegangen? Welche?"

„Keine,“ sagte ich, „aber mich zwingen Pflicht und Gewissen, von einer Verbindung mit der Gräfin abzustehen. Ich achte sie, aber ich war nie ihr Liebhaber. Nie auch gab ich der Gräfin Recht, dies von mir glauben zu können. Ich betrug mich gegen sie, wie gegen Alle ihres Geschlechts. Ich werde mich aber nie vermählen, ohne Zustimmung meines Herzens. Diese fehlt. Ich opfere Ruhe, Freiheit und Glück meiner Tage nie der Konvenienz.“ Ungefähr dies sagte ich, doch ausführlicher und milder. Es war schlimm für mich, daß ich nicht die Wahrheit freier sprechen durfte; daß ich nicht sagen konnte, was ich von der Baronesse Brandenburg gehört und was mein Vater lächelnd und achselzuckend bestätigt hatte, was meinen eigenen Augen kein Räthsel hätte sein sollen, da es schon so Viele wußten.

Der Kurfürst hörte mich unwillig an. „Ich kann,“ sagte er ernst, „nicht zugeben, daß die Gräfin Ihrerwillen und wegen Ihrer Romanengrillen unglücklich werde. Ich zeige Ihnen also meinen Entschluß an: Sie werden Gemahl der Gräfin. Ich befehle es.“

„Ew. Durchlaucht sind allzugerecht gegen Ihre Unterthanen, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, diesmal ungehorsam zu sein.“

„Ungehorsam?“ donnerte mich der Fürst an: „Ich werde Mittel finden, Sie zu zwingen. Fort! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“ So verließ er mich.

Der Sturz aus der Höhe.

Die vierundzwanzig Stunden vergingen. Der Kurfürst ließ mich rufen. Ich gab die Antwort, die ich schon gegeben. Er entließ mich, oder vielmehr jagte mich wüthend fort.

Denselben Tag trat Nachmittags der Marschall Tangelheim zu mir ins Zimmer, forderte, wie ein Rasender, Genugthuung für die gekränkte Ehre seiner Schwester und seiner ganzen Familie, und erklärte, daß Einer von uns das Leben verlieren müsse. Ich entgegnete ihm ganz gelassen, daß ich weder seiner Familie, noch seiner Schwester die Ehre geraubt habe; daß ich mir aber auch die meinige nie werde rauben lassen, um damit eine andere ausbessern zu helfen. Ich nahm seine Forderung auf Pistolen an, weil, wie ich sagte, am Leben keinem rechtlichen Manne so viel liegen könne, als an seiner ehrenhaften Freiheit.

Am folgenden Morgen schossen wir uns im Hasanenwäldchen. An mir war der erste Schuß. Ich that ihn in die Luft. Er schoß; seine Kugel flog mir dicht am Ohr vorbei. Die Sekundanten übergaben uns die Ladung zum zweiten Schusse. Sie wollten ausgleichen, versöhnen, zureden. Der Marschall mochte sich so wenig versöhnen, als ich mich zum Heirathen zwingen lassen. Der Marschall befahl mir, nicht in die Luft zu schießen. „Deine Großmuth, Bösewicht,“ rief er, „rettet dir nicht das Leben. Deine Seele muß zur Hölle fahren.“

Ich sah, meine Großmuth sei in der That übel bei einem Menschen angebracht, der weder Sinn dafür, noch überhaupt wahres Ehrgefühl hatte. Ich schoß. Meine Kugel fuhr ihm durch den rechten Arm und zerschmetterte ihm den Knochen unter der Achsel. Man wollte den Verwundeten vom Plage führen. Er aber ließ sich die Pistole in die linke Hand geben und schrie: „Der Schuß ist an mir. So wohlfeilen Kaufs kommt der Bösewicht nicht davon.“

„Herr Marschall,“ sagte ich, „der Schuß mit der Linken ist in dieser Entfernung zu unsicher; ich will Ihnen zur Morderei helfen.“ So trat ich ihm um mehrere Schritte näher. Mein Sekundant wollte mich zurückreißen. Indem schoß der Graf, und streifte meinem Sekundanten, mit dem ich noch rang, die Hüfte. Der Marschall sank seinem Sekundanten in die Arme. Er blutete außerordentlich. Man brachte ihn ins Jägerhäuschen. Es war schon ein Wundarzt bereit. Man gelobte sich über den Vorfall das tiefste Schweigen. Ich fuhr in meinem Wagen zur Stadt zurück.

Hier kaum angekommen, brachte man mir die Nachricht, mein Vater, vom Schlage gerührt, sei gestorben. Ich war außer mir. Ich flog zu ihm, oder vielmehr zu seiner Leiche. Alle Rettungsmittel waren eitel. Ein offener Brief, unterm Spiegeltische liegend, den er kurz vor seinem Tode empfangen, verrieth mir die Ursache seines Todes selbst. Es war ein kurfürstliches Reskript, demzufolge er aller seiner Stellen in Gnaden entlassen, und ihm und mir das fernere Erscheinen am Hofe verboten ward. — Der gute Vater! Wer ihn kannte, hätte vorausagen können, daß ihm solche Botschaft das Leben rauben mußte.

Nach vollbrachten Begräbnißfeierlichkeiten aber ward ich mit Schrecken aus seinen hinterlassenen Papieren gewahr, daß er meine Beförderung am Hofe und meine Verbindung mit der kurfürstlichen Geliebten nicht bloß aus Eitelkeit, sondern auch wegen seiner zerütteten Haushaltung gewünscht hatte. Ich sah klar, daß mein ganzes Vermögen nicht hinreichen werde, die Schulden zu tilgen, und, was mir das Schmerzlichste von Allem sein mußte, daß in der Reihe der ersten Gläubiger ein Tangelheim, ein naher Verwandter der Gräfin, stehe. Die Mahnungen nahmen auch bald genug ihren Anfang.

Ich entdeckte mich meiner Tante. Sie schien gar nicht verwundert: „Ich habe deinem Vater wegen seines ungeheuern Aufwandes

genug Vorstellungen gethan. Er hörte mich nie. Ich erstaunte nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlan genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er war. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe was du hast, bezahle was du mußt; Alles unter dem Vorwande, du seiest entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Cavalier betragen. Ich nehme dich zu mir auf. Du sollst nicht verlassen sein.“

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich vollzog ihn. Jedermann war überzeugt, daß ich, gebeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich zahlte alle Schulden meines Vaters ab. In der That reichte aber die väterliche Verlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenburg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblieben war, wovon er sich ein Mittagsebrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldschreibung machen, ihr, sobald ich zu Geld käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich empfing in ihrem Hause einige Zimmer, und durste an ihrem Tische das frugale Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem frivolen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, belustigten und mitunter etwas eigensinnigen Frau war ein so jäher Satz, daß er mir wohl hätte das kalte Fieber zuziehen können. Ich freute mich zum Glück einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch gar froh, für einmal so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der etwas zu hoffen hat!

L a n g e w e i l e.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinzelt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als Fremdling zum Thore hereingefahren, oder mit Ausfah geschlagen. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Die mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich an — nirgends ward mir aufgethan. Einige, die mir nicht zuviel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mich tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohltäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Hölleangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergang anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn fest. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand sähe — —“

„Nun, was denn? Wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine Familie schlechterdings ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten ging er im langen Doppelschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, ob man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen den Verwandlungen sei, hob mich Selbstgefühl über allen

Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt erschien mir nur in drolliger Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich sehr glücklich zu schätzen, daß man mir erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich besorgte allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich so vollkommen vergessen, als wäre ich schon zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, genoß die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gut, auch unvermählt, stiller Mutterfreuden, und der Marschallsarm ihres Bruders war so fleißig geheilt, daß ich wenigstens gegen diesen Arm schußfrei blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Matronen auf irgend eine Weise, bis man die Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenals Satyren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbons Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich mich als Schriftsteller. Ich schrieb ein Werk: „Alte und neue Zeit“, worin ich Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrige Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wo dann die Staaten unserer Tage mit ihren bezopften und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. freilich etwas übel fuhren. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden, weil man mein Buch verbot, konfiszirte und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschädigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmte gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt“, welches

fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingsleserei aller Staatsmänner ward. Es ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich deutete auf die Vortheile, welche man durch die Vereuropäerung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich trat in die kleinsten Einzelheiten ein, und entwickelte mit größtem Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermessliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, der Titulaturen u. s. w.

Sogar die Tante, welche außer ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studieren, ja, wo möglich, auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde. Aber diese Bescheidenheit verdammt mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronesse zu leben, die zwar meine Tante war, jedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, den Gnadenton einer alten gnädigen Frau gegen mich angenommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Sekretariatsverrichtungen thun, mußte ihr Gebete vorlesen; Stammbäume und Wappenbücher kopiren; ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn die kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Ragen, die in kein

Zimmer kommen durften, als ins Speisezimmer und ins Schlafgemach der gnädigen Frau. Alle diese holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, befließ ich mich meines Amtes mit größtem Eifer, und bekam endlich das stolze Selbstgefühl, ich verdiene mein Brod. Wirklich war die Baronesse durch meine Hilfsleistungen in den Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedem ein gewaltiger Effer war, was sie, als eine „rohe Sinnlichkeit“, gar nicht liebte.

Dann und wann freilich dünkte mich mein Dasein und Thun etwas nichtswürdig; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich wieder. Ich tröstete mich, daß mancher rechtschaffene Mann noch Geringeres thun müsse, in der Hoffnung, ein Stückchen Band fürs Knopfloch oder einen silbergestickten Ordensstern auf den Rock zu verdienen. Auch schien die Stunde meiner Erlösung zu nahen. Denn die fromme Baronesse hatte schon seit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm so zu, daß sie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie sprach mit mir auch öfter vom Sterben, aber nur, damit ich sie widerlegen sollte. Denn der Tod war ihr in den Tod zuwider. Ungeachtet sie vielmals diese Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmlischen Seligkeit mit großer Erbauung sprach, wollte sie doch dem Jammerthal, mit so schönen Vögeln und Ragen versorgt, nicht gern Valet sagen.

Daher, als sie mir einst auftrug, einen Notarius rufen zu lassen, mit dem sie gewisse sehr ernste wichtige Sachen abzuthun habe, die sie schon längst gern abgethan hätte, erschrak ich wirklich. „Wie denn?“ sagte ich: „Sie sind vielleicht verstimmt, meine gnädige Tante. Sie sehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Testament denken? Lassen Sie das noch. Zerstreuen Sie sich.“

„Testament?“ stammelte sie ganz überrascht mit sehr ge-

zogenem Tone, als wollte das Donnerwort nicht über die blassen Lippen, und dazu warf sie einen stechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pause. Dann rollten mit Blitzesschnelle die Worte hervor: „Wer denkt an so etwas? Du vielleicht, und, wie es scheint, sehr lebhaft. Ich sterbe dir vielleicht nicht früh genug? — Geduld, Herr Baron, so weit sind wir einstweilen noch nicht. Trösten Sie sich. Den Notar lassen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie sich nicht, Herr Baron.“

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das fatale Wort Testament auszusprechen. Ich hätte mir selbst einen Backenstreich geben mögen, ob ich gleich aus bloßer wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notarius vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozesses die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenpartei hatte aufsetzen lassen.

Ich war den Tag freundlicher als je gegen sie, sie aber mürrischer als je gegen mich. Und weil denn selten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speisezimmer, wo ich beim Schimmer einer Kerze, umringt von einer Schaar murrender, spielender, mauender, kletternder Katzen mein frugales Nachtessen hielt. Die Gesellschaft gab mir schlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erste beste, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Lucius Annaeus Seneca vom Zorn. Bisher hatte mich die Leidenschaft, gegen welche der Lehrer Nero's eifert, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er sagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn

sie zu unverschämt wurden, ohne allen Zorn Seneca's Zorn auf den Kopf.

Während dieser philosophischen Unterhaltung hörte ich mit einem Male zu meinem größten Erstaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hause gespielt, sondern ganz in der Nähe zu ertönen schien. Kurz vorher hatt' ich sie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tisch und trat in den Gang. — „Was ist das?“ fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales stand, der an das Kabinet meiner Tante stieß. „Der Mann mit der Drehorgel sagt, die gnädige Frau Baronesse habe ihn heraufgerufen. Darum ließ ich ihn in den Saal treten.“

„Ei, ei,“ dacht' ich, „mit der guten Tante steht's übel. Solche Gelüste pflegt sie sonst nicht zu haben. Das ist ein böses Vorzeichen.“ Inzwischen ich noch über den wunderlichen Einsall glosfirte, hörte ich die Baronesse einen entsetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da stand der alte Kerl mit seiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth sein Stückchen, während sein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einsam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmlischen Dingen beschäftigt, war außer sich gewesen, als sie den profanen Walzer einer Drehorgel so nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinet's gegen den Saal aufgerissen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreis den Tod mit Stundenglas und Hippe erblickt, wie er eine Königin zum Tanz führte, die ungefähr das Alter der Baronesse haben mochte. Eine solche Erscheinung war für sie, der noch immer vom Morgen her das fatale Wort Testament im Ohr klang, allerdings nicht sehr lächerlich.

Daher konnt' ich mir ihren Schrei erklären. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte sie den Leiermann gewiß nicht gerufen, son-

bern der Kerl, wahrscheinlich aus dem Fenster des benachbarten Hauses aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechselt, und, von der Magd, die erst seit wenigen Tagen zu der Baronesse in Dienst getreten war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indessen eilte ich der Baronesse zu Hilfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rücksprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettisch sammt der darauf stehenden Kerze war umgeworfen, und sie selbst lag ohnmächtig am Boden. Ich hob sie aufs Sopha mit wahrer Seelenangst. Ich bemerkte wohl, es sei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erlöschte Kerze anzuzünden. Während dem tappte ich im Halbdunkel umher, eine Wasserflasche zu finden, die sonst nie im Zimmer der Baronesse fehlte. Ich nahm die erste, welche mir in die Hand gerieth. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und besprengte so reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß sie wunderschnell zum Bewußtsein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünschte Genesung mit einem kräftigen Stoß ihrer Faust gegen meine Brust, daß ich, der sich des am wenigsten versah, fast rücklings zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthschaft!“ schrie sie kreischend: „Schaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal sein Stückchen, während sein Bube die fernern Szenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich — im Diensteifer — packte den alten Orgeler und warf ihn zur Thür hinaus und zur Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vom Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stiege hinabrollte. Die Orgel schrie noch ein paar Mal unter ihm erbärmlich; dann ward Todesstille.

Jetzt überließ mich die Angst, der Mensch habe vielleicht in seiner Uebereilung den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit dem

Nicht herbeilaufenden Magd befahl ich einstweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich drunten aufraffen; aber nun hob er an, auf eine lästerliche Art zu fluchen, daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbehte. Ich war im Begriff, ihm Schweigen zu empfehlen, als ich von der Tante im Kabinet noch ein weit tolleres Geschrei hörte. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden? In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bedienter der Baronesse eben ins Haus, die ihre Abendpromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier drunten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein indem ich ins Kabinet eintrat, überraschte mich neues Wunder. Die Baronesse saß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sofa, grimmig wie ein Panterthier, und im ganzen Gesicht, wie am Hals, auch auf den Kleidern, schwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte sie kaum, so seltsam war sie entstellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Wasserflasche, die noch neben ihr stand, belehrte mich bald, daß ich das Meiste zur Verwandlung der gnädigen Frau beigetragen hatte. Ich hatte statt des Wassers in der Dunkelheit eine Flasche ergriffen gehabt, worin unser Dintenvorrath zu sein pflegte, und mit der stygischen Fluth, die ich der Ohnmächtigen angesprengt, ihre fliehenden Lebensgeister glücklich zurückgerufen. Ich stand unbeweglich und steif, und fühlte lebhaftig an mir selbst, wie dem Weibe Noths zu Muth gewesen sein mag, als es in eine Bildsäule verwandelt ward.

Natürlich, ich stammelte demüthige Entschuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erhalten und meinen Mißgriff in der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar ziemlich zu recht-

fertigen. Denn ich stellte vor, hier sei es um Lebensrettung zu thun gewesen, und wenn ein Mensch in Gefahr wäre, zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus den Wellen.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermitteltst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanz ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelspuk im Hause angerichtet habe. Zwar gnädig war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht; doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Stourderien und Betrüben,“ wie sie es, die Worte scharf betonend, nannte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam Käzchen Semiramis herein. Alle unsere Käzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra's und Zenobien, Aspasten und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schließen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Hausdurchsuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprung war die barbarische Semiramis auf dem Sofa und auf dem Schoos ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihre Favoritin streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen den Zähnen. Bibi war wirklich ein allerliebstes Thierchen, nicht nur der Stimme, sondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saal zu wohnen, da auf einem Lannenzweig unterm Spiegel zu sitzen und zu schlafen, und von der Tante eigenhändig gefüttert zu werden. Es pflegte, sobald sie in den Saal trat, ihr zwitschernd entgegen zu fliegen, um sie zu lieblosen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergossen, als sie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mord-süchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baronesse ließ mich den Abend auch nicht mehr ihr Antlitz schauen. Alles hätte sie mir verziehen, aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgenden Morgens verkündete sie mir, daß wir uns als geschieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reisegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr thun zu können; denn auch der gestrige Schattenspieler war noch erschienen, und hatte Schadenersatz für seine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müsse.

Wie man philosophiren lernt.

Ich läugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende, wie einen gemeinen Domestiken, verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte: sondern gegen mich, daß ich, für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen, mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und wie da Mancher, um weit weniger, noch niederträg-tigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Nefte, und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Ver-söhnung, ein Wort um Gnade, konnte ich nicht über die Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke, als wohlervorbenen Lohn; sagte mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhrre hundert Meilen weit nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der offenen Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich verschmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Gesicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich sie auch grüßte.

Diese Erscheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie diese, in glänzender Equipage dahin rollen kann, sondern, als armer Verbannter, aus der Vaterstadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel hausgehalten, war nicht meine Schuld gewesen; daß ich auf Kosten des Ehrgefühls eben nicht meinen Namen zum Liebesmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todsünde; daß ich an dem Unglücksabend Dinte mit Wasser verwechselte und Semiramis den Bibi fraß, kann der strengste Richter nicht mit dem Verlust von anderthalb Millionen strafen — Item, ich war nun, wie man zu sagen pflegt, auf die offene Landstraße hingesezt, und mußte Jagd auf Abenteuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienste, um in der Welt sein Glück zu gründen, wenn man bestimmt ist, der Spielball widerwärtiger Umstände zu werden. Ich möchte desßwegen auch keinen Premierminister, keinen Generalfeldmarschall, keinen Kardinal und Papst, für weiser, klüger und besser, und keinen Landstreicher, Bettler, Bauer und Handwerksburschen für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seiden und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß gab.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrhaftig, Tugend und Einsicht müssen

auch keine Münzen sein, mit denen man sich bloß Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Mond ist Kartoffel oder Ananas, von denen, jenseits der Zähne, nichts Ersprießliches mehr übrig bleibt.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die mir der Anblick der Tangelheimischen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenburg philosophiren gelernt; aber doch war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurückfah, die Sache zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwöhnen, die man uns, als Kindern, über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren, oder pedantischen Schulsuchts dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leidenschaften bändigen, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls für Nichts, aber freien Sinn, reines Herz, zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem großen Haufen, vom Throne herab bis zur Bettlerhütte, als beklagenswerther Duerkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen könnten.

Als ich in Wien angekommen war, sah ich meine kleine Baar-

schaft schon ziemlich eingeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein sein Brod verdienender Baron ist aber befantermaßen ein Uuding. Man muß die Welt nehmen, wie sie ist. Ich hatte daher unterwegs schon meine Baronschaft abgethan, und mich aus einem Thomas von Heuven kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu suchte als Gelehrter sein Unterkommen, als Hauslehrer, als Professor u. dgl. Allein er suchte vergebens, weil er keine Empfehlungen, keine Zeugnisse vorweisen konnte, und nichts als einen Paß und seine Kenntnisse besaß. Um nicht auf der Straße schlafen zu müssen, verkaufte er seine Brillantringe, und versuchte nebenbei sein Glück, als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte spottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indessen brachte mich meine neue Kunst mit andern Künstlern in Bekanntschaft, unter andern mit einem gewissen Maler Herebert. Der Mensch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, sehr genial, äußerst gutmüthig, aber noch ärmer, als ich; ich unterstützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich selbst dabei nicht zum Bettler werden wollte.

P a t e r V i t a l i s.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir beide nach Rom; studiren wir da die Werke der alten Meister; vollenden wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren.“

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?“

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weißt; du bläsest ja die Flöte trefflich. Wir musizieren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Beche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben ihr Futter gibt.“

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Waizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirg. Im ersten italienischen Dorf versuchten wir, an einem Sonntage, unsere neue Kunst. Alles ging über unsere Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfs bis tief in die Nacht springen und ärteten gut. Aber folgenden Tages hieß es bei uns: wie gewonnen, so zerronnen. Wir kamen im Gebirg zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte. Die Kinder spielten, die Weiber wuschen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schlugen also das freundliche Anerbieten nicht aus. Dafür, nach gesättigtem Magen, spielten wir ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerls umringten uns mit Pistolen und Stiletten, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und alle Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen durchfühlten. Im Hut hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, alles verloren. Man nahm uns die Habersäcke mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erhielten wir, daß man uns Violin und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abenteuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr wir belustigten uns weiblich über die tolle Szene, und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem

politischen Treiben der feinen Welt. Es ist ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als sich selbst; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schicksal über dem Haupt.

Wir flöteten und geigten uns glücklich durch Italien. Der Sonn- und Fest- und Markttage ist in Italien kein Mangel, und das kam uns zu statten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten noch ein paar Bajocchi übrig. Der Anblick der unsterblichen Weltherrscherstadt, von wo aus die europäische Kultur ging, und große Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Bischöfe, fremde Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, bestärkte mich sehr in meiner philosophischen Fassung. Was ist von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäsars geistiges Leben in seinen Kommentarien ist für uns nach Jahrtausenden noch mehr werth, als die ganze Reihe seiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geistesüberlegenheit immer über Geisteschwäche hat. Aber die Nationen wachsen an Einsicht, und bald wird die Curia romana außer dem Patrimonium Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reisegefährte war so glücklich, schon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffeehause einen jungen Fürsten gefunden, dessen Lehrer er einst gewesen war. Dieser, von alter Anhänglichkeit und durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menschen und genialen Künstlers bewogen, hatte ihn zu sich genommen. Herebert sollte ihn nun, als Maler, durch Italien begleiten. Sein fürstlicher Gönner stattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schicksal gar nicht so hold. In der Kunst war ich bloß Liebhaber. Doch versuchte ich's mit dem, was ich hatte und wußte, mich zu vervollkommen. Aber mit dem Reißblei und mit dem Pinsel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu ver-

dienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Hereberts Freundschaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange, denn Herebert verließ Rom bald im Gefolge seines Fürsten, bei dem er umsonst Anstellung für mich gesucht hatte. Unterdeß blieb kein Winkel Roms mir ungesehen, und wohlgemuth und sorgenlos lebte ich von einem Tag in den andern hinein. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfnisse hatte. Zuletzt, da meine kleine Baarschaft abnahm, dachte ich schon daran, Italien wieder zu verlassen, als mir neue Hilfe kam.

Auf einer steinernen Bank vor einem Kloster in der Nähe Roms saß ich eines Tages, als sich ein alter Mönch mit schneeweissem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir traten zusammen in Gespräch. Meine Einfälle belustigten ihn, weil ich ein Deutscher war. Denn auch er war ein Deutscher und nannte sich Pater Vitalis. Da er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in seinem Kloster zu Gast, und so konnte ich ohne Kummer meinen Wunsch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterstützte mich auch der wackere Geistliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur seinen Sohn, und ich ehrte ihn wie einen Vater. Er gab sich viele, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anständiges Plätzchen in einem guten Hause zu verschaffen.

„Mein Sohn,“ sprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani lustwandelte, „das Glück ist dir nicht hold in Italien. Ich rathe dir, es auf vaterländischem Boden zu versuchen.“

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu versichern, daß ich kein Glück suche, sondern wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich mir's genügen. Da das Wenigste genüge, meine kleinen Bedürfnisse zu stillen, wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almo-

fen nehmen; denn ich schäme mich der Almosen so wenig, als der Arbeit. Ich bäte ihn daher, sich meinetwillen keine fernere Mühe und Bekümmerniß zu machen. Ich wäre so reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn sie denken an dich, mein Sohn; jene Tage, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir nicht. Du mußt daran denken, dir einen bleibenden Sitz zu schaffen. Auch der Vogel in der Luft weiß sein Nest.“

„Ehrwürdiger Vater,“ sagte ich, „soll ich thörichterweise meine schönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, statt Brod und Salz, einen Braten, oder, statt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Ist es der Mühe werth? Weiß ich, ob ich ein spätes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe ist?“

„Aber was ist der Zweck deines Reisens, mein Sohn?“

„Ei nun, ehrwürdiger Vater, diese Welt zu sehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiser zu werden, das heißt, glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philosophen der Griechen es treiben; ziehe umher, wie sie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre vollbracht, werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menschen nützlich machen können.“

Der Alte lachte, stellte sich vor mir hin und betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit einem sonderbaren Blick. „Du bist wahrhaftig mehr, als ich glaubte!“ rief er aus: „Laß dich in deinem Lebensplan nicht stören. Du hast das rechte Ziel ergriffen. Ich gestehe dir, du bist auf dem Wege zum höchsten Gut; denn ich verstehe dich, weil ich denselben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloster ging, geschah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe die Welt vielseitig gesehen, und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken

sah, und wenig Lößliches an dem gefunden, was ich von Menschen gethan sah. Ja, ich gestehe dir, daß ich oftmals glaubte, allein in der Welt zu sein mit meinem Gott, und daß ich nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre, mit dem ich der Gestalt nach verwandt war. Denn ich verstand der Menschen Treiben nicht, und ich ward von ihnen nicht begriffen."

"Aber," sagte ich, "ehrwürdiger Pater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?"

"Allerdings," antwortete der Greis, "göttlichen Geistern begegnete ich, aber nur einzelnen, zerstreuten, verkannten, oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler, als die Aeltern, reiner, leidenschaftfreier, vorurtheilloser, zärtlicher, menschenliebender, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohn Gottes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht ins Himmelreich eingehen."

"Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt."

"Leider, mein Sohn, noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte. Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, bloß dem Thierischen nachjagend, dessen Ekelfastigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu verhüllen, und behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Siehe an unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung von der Wiege bis zum Sarge, nichts

Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und andern Stärkern, die nicht arbeiten, sondern im Müßig-
gang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe an die
sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen: sie sind nur ge-
schminkter, gepuzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur
Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe an un-
sere Heere: Hunderttausende gehen hinaus, Hunderttausende zu
schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unver-
äußerliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine
Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners,
oder auch seiner Beischläferin. Siehe an unsere Kirchen: ach,
mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen!
Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester,
der Mensch macht die Religion. Siehe an unsere sogenannten ge-
bildeten Stände: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Un-
gerechtigkeit gegen Andere, Titulaturen, Geld, Stolz auf thie-
rische Abstammung von Vorfahren. Siehe an unsere Gesetzgebun-
gen: sie strafen die Verbrechen an dem Schwachen, und die Star-
ken, welche das Gesetz geben, verhöhnern dasselbe durch Unzucht,
Ehebruch, Raub, Mord und andere Bosheit. Wer straft sie? —
Siehe an unsere Staatenordnungen: es sind Schöpfungen nicht
zum Besten der Völker sowohl, als der Einzelnen, welche die
Völker wie Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles schon hatten
die Perser, Meder und Assyrier und Andere vor Jahrtausenden,
nur mit andern Namen. Und gerade, weil das schon längst in
der Welt gewesen, überredet man sich, es müsse das so sein, und
könne nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig,
mein Sohn, es ist ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um seines
Alters willen ehrwürdig zu preisen. Nichts ist ehrwürdig, als das
Göttliche, als das Ewige; aber dies ist am wenigsten im Alten,
daraus sollen wir es unter uns herstellen. Wie kann das alte

Thierische ehrwürdig sein? Es taugt eben darum am schlechtesten, weil es alt worden ist."

Ungefähr so sprach der menschenfreundliche Pater Vitalis. Er sprach vor mir stehend, wie der Jünger Jesu einer. Nun ging ich von nun an zu ihm in die Schule. Rom mit allen seinen Kunstschätzen hatte nichts Herrlicheres, als diesen erhabenen Mönch, diesen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrung des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermonate. Der folgende Frühling legte ihn ins Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühl's in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen. Meine achtundachtzig Jahre sind mir wie Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war: nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Athmens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, warum man eigentlich gelebt habe. Das wissen Millionen und Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe," fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Zehrpennig geben, mit dem du durch Italien

getroßt wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier.“ Und bei diesen Worten zeigte er auf ein kleines Kästchen und einen Pergamentbrief neben sich. „Sieh', die Italiener sind voll Aberglaubens und Vorurtheils; das ist der letzte Schimmer oder die erste Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philosophisches System der Unreligion auf, das heißt, eine künstliche Schugrede des Bestienthums der Menschheit. Laß unsere Italiener vor ihren heiligen Bildern anbetend knien; selbst wenn sie eine Hebe oder Ceres, vor denen schon das heidnische Rom opferte, christlich als die Gottesgebärerin verehren. Besser, daß sie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen. Nicht der Staub, sondern der Sinn ist das Heilige. — Nimm dies Kästchen. Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jerusalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehreren Jahren in diesem Kloster gestorben ist, von seiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte, und mir als sein Vermächtniß hinterließ. Das Pergament ist die päpstliche Urkunde von der Aechtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra santa, oder des heiligen Grabstaubes. Nimm dies. Man wird dir kleine Theile dieser Erde gern und theuer bezahlen, und du wirst bis Deutschland nicht Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmst; wiewohl diese Erde, wenn sie vom heiligen Grabe ist, nicht edler ist, als andere Erde. Nicht der Staub, sondern die Andacht ist das Heilige.“

Ich dankte dem guten Pater. Er nahm heitern Abschied von mir. Den folgenden Tag war er viel schwächer; er sprach kaum mehr, sondern schlummerte meistens. Am dritten Tage, als ich kam und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, schloß die Augen, lächelte nach einigen Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, so lange ich lebe, unvergeßlich sein.

Er ist der Höchste unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war seiner Kunst nach Arzt, seiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenschaften, leichtsinnig und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umstände er nach Rom gerathen sein mochte. Er sehnte sich nach Deutschland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reisegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen könnte. — Bei den Römern selbst fand ich von meiner Terra santa gar keinen Absatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort selbst fabrizirt. Aber ein paar Tagereisen von Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der, bei jedem Verkauf einer Portion Erde, eine notarialische Abschrift genommen ward, rettete uns vielmehr vom Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Betturino miethen. Am Ende verdroß uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzusehnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen, und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Kästchen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine, wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war, wie jeder Reliquien-

handel. Mit einer Prise Staub machten wir beglückte Leute. So viel vermag der Glaube.

Sobald wir deutschen Boden berührten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir gut gesammelt und sparsam gelebt. Ich verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Kästchen, frisch gefüllt, sammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir wieder nach Wien, mitten im Winter. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortsetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baronesse Brandenburg zu erwarten, der ich in der Hoffnung schrieb, sie werde den Tod Bibi's verschmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voller Sehnsucht harrete ich der Antwort. Sie kam; aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht; ihre einzige geliebte Nichte sei zur Universalerin erklärt; sie wäre weder meiner noch irgend eines Andern, sondern nur ihrer hinterlassenen Ragen und Vögel mit einem Legat eingedenk gewesen, und habe die Universalerin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens erklärt. Das ward mir auf Befehl der Universalerin, vom Gemahl derselben, freundschaftlich gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reisegefährten, dem Schweizer. Die russische Regierung lud damals Aerzte aus Deutschland, die sich im Norden ansiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm sagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutschland traf, als er aus Rußland verwiesen zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von köstlichen Brillanten

schimmernd, das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherze dort mit Verwiesenen nicht. Er ging demungeachtet. Nie habe ich wieder von ihm vernommen.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante sanfte Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger gelegen für mich selbst — denn auch mit anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als es mir für Andere lieb gewesen wäre, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich läugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, eins blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich nützlich zu sein. Der achtzigjährige Vater Vitalis lebte schon in den Tagen der Kraftlosigkeit, als er mit aller Verzichtung bloß der beschaulichen Lebensweise angehörte; ich aber blühte in der Fülle meiner Kraft, und hatte edeln Thatendurst, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt dasiehn; ich stand umsonst da. Nicht nur fehlten mir alle Mittel, nützlich zu wirken: selbst mich, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal, als Mittel, gebrauchen.

Es mangelt in der Welt für Nichts an Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den Minderwürdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Thatkreis einbannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der

Kaiserstadt fort, und, mir gleichviel, wohin? wechselweise bald diesem bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer schien, oder weil er von Andern bewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Begegnisse, die am Wanderer bunt vorübergehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, und keinen Eindruck hinterlassen, und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst, an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit, von Dertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Geseze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen begriffen. Weil man so Vieles sieht und übersieht, wird man eines Vorurtheils um des andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirgs betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als aufs Gerathewohl von Westen nach Osten, von Süden nach Norden zu fahren; warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geschlechts gemacht? Du möchtest gern Großes leisten, und jagst nichtswürdigen Abenteuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder

selten ein Europäer sah; mache Entdeckungen für die Menschheit; erforsche die Sitten, Ordnungen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum ihren Namen weiß; untersuche die Pflanzenschätze derselben, die Thiere, die Gesteine jener ungekannten Regionen.

Der große Gedanke durchschauerte mich mit ganz eigenem Entzücken. Ich schien jetzt erst meine Bestimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verstehen, und bedauerte, so spät diesen Einfall zu haben. Nun war noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe nichts vertrauend, mußte ich den Sinn an Seereisen sogleich aufgeben. Also eine Fußreise nach Asien, durch Rußlands Süden, zum kaspischen Meer, durch Persien und Dschagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chinesischen Mauer, durch die Steppen der Mandchu-Tataren, dann südwärts in die noch wenig bekannte Halbinsel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war sogleich reisefertig, und machte rechts-um gegen Nordostnord, vor der Hand dem kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einem Felsenblocke herabhängend, ein freundliches Dach wölbt. Die Gegend umgab mich ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlgebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rand eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mochte; denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüsch hervor. Im düstigen Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimath-

los, wie ein Kain, umherirren, ohne bleibende Stätte? Warum kann ich keine Erdscholle die meinige nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen, zwischen den Hügeln und Saatsfeldern, ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen. Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen tausend Gutes thun! Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der losgerissen ich nun, wie ein welkes Laub im Spiel der Winde, eitel umherflattere.

So dachte ich, und vergaß fast ganz meine Reise nach Tibet und China und Corea in den süßen Träumereien, die sich mir einschmeichelten. Wer ist immer seiner Gedanken Meister? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich-einfach gekleidet, barfuß, aber sauber. Es kam am Walde um den Vorsprung des Gehölzes den Fußweg daher, und sah mich mit verwunderten Augen an; ging an mir vorüber und grüßte einen guten Abend recht freundlich. Da fragte ich: Wohin, mein Kind? — „Nicht weit!“ antwortete es, und blieb vor mir stehen und betrachtete mich neugierig: „Gar nicht weit. Ich suche nur unsere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will sie heimtreiben, denn es ist spät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen sie von selbst. Aber ich will sie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Weges entgegengehen kann.“

„Wer ist denn Gabriele?“ fragte ich, und konnte mich nicht satt schauen an der lieblichen Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir da stand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so. Sie ging den Morgen ins Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen be-

gleite ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heut aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater ins Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Duzend hölzerne Teller, eben so viel hölzerne Kellen und einen Karren voll Hengabeln an den Krämer Pfliff abgelieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden.“

Ich hörte der kleinen Schwägerin mit Vergnügen zu, und es kostete mich wenig Kunst, sie immer tiefer ins Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsenstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in einer Schlacht das Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Landes Eigenthum, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freundlichem Meckern zu ihr, und lagerten sich, oder weideten und spielten in unserer Nähe. — Es ist unaussprechlich, welchen Eindruck das Alles auf mich machte. Der Eindruck war um so tiefer und rührender, da ich seit einer Woche schon in meiner Einbildung unter Persern, Mongolen und Tatarenhorden in wilden Steppen gelebt, und dem Genuß alles dessen entsagt hatte, was menschlichere Gesittung dem menschlichen Geschlechte Edles darbeut. Meine Lust am Gespräch mit der kleinen Justine, wie sie sich hieß, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnsucht nach einem kleinen Eigenthum an, nach einer ruhigen Heimath, nach einem glanzlosen Stillleben.

Indem erscholl eine tiefe Bassstimme: „Wollen wir gehen, Justine?“ und um den Vorsprung des Gehölzes herum kam ein

ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Husarenbart, sein hölzernes Bein sagten mir sogleich, daß es Justinens Vater sei. Ich entschuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es aufgehalten habe durch mein Geplauder. Er aber setzte sich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltung neu an.

„Von wannen, Landsmann?“ fragte er, und musterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle.

„Von Wien.“

„Da bin ich auch gewesen. Ist wohl leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?“

„Nach Rußland.“

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich um Pferde fürs Regiment. Bleibet Ihr in Rußland?“

„Ich gedenke von da nach Persien.“

„Nach Persien? — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Smum, der mich fast erstickt hat. Was wollet Ihr in Persien treiben?“

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China.“

„Herr, da habt Ihr eine gute Strecke Wegs vor Euch. So weit kam ich nicht.“

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, als Sklave in das Innere Asiens bis Persien verkauft, dann wieder durch russische Kaufleute frei geworden sei; von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm das Bein stahl, untauglich gemacht hatte. Verstoßen, als Krüppel, war er in seine Heimath hier zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land zusammengekauft hatte. Er baute sich ein

kleines Haus auf eigenem Grund und Boden am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm vor wenigen Jahren aber starb, und lebte seitdem mit seinen Kindern, wie er sagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Ursache meiner ungeheuern Reiseplane, und schüttelte den Kopf, als ich sie ihm ehrlich offenbarte. „Herr,“ sagte er, „das sind nicht Plane des Verstandes, sondern Schwindeleien der Verzweiflung. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! sagt das Sprichwort. Ein Mann, der so viel versteht, wie Ihr, findet sein Brod ohne Mühe überall, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will und sich nicht der Arbeit schämt. Ihr kommet mir vor, wie ich mir jetzt selbst, da ich noch in meinen Tolljahren stand. Unser Pfarrer, Gott hab' ihn selig, meinte, ich müsse ein großer Mann werden; schickte mich auf seine Kosten in Schulen und auf Universitäten. Ich sollte Theologie studiren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher steigen, als auf die Kanzel; ich ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geschossen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen. Wie heißet Ihr?“

„Thomas Heu!“ antwortete ich. Da schlug der alte Husar ein unmäßiges Gelächter auf und rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Stroh. Heu und Stroh, schlechte Waare und verachtetes Wesen, aber doch an seinem Plage brauchbar. Kommt, bleibt bei mir, weil es Abend worden ist, und nehmt bei mir vorlieb. Ihr habet nicht Ursache, zu eilen, um nach Persien zu kommen.“

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch hinab zur Hütte des Invaliden. Wie malerisch sie da lag im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthal zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über

braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhofe des kleinen mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm von Tauben rege war, während unten Alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Gluckhenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehägter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körbchen. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war aufs Beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein stattliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten, und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von der Arbeit des Eigenthümers.

Gestörte Reise nach China.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedentempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Idyllengeschöpf. Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und barfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke Bronzehaar in Flechten auf den Nacken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang glühend; lächelte uns Allen mit ihren blauen Augen beim Eintritt ins Zimmer freundlich zu; warf den Korb ab; reichte

erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seid gegrüßt!“ die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voller Frühe-
kirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward,
beim Nachessen, des Geplauders kein Ende. Ich war in der
Familie heimisch, als hätte ich längst zu ihr gehört. Der Alte
zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Kreuzifixe und andere Dinge,
von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch
nicht im besten Geschmacke gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er
sagte, am besten bezahlt wurden. Ich versprach ihm, folgenden
Tags einige Musterzeichnungen zu versfertigen, nach denen er ar-
beiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen
Mitternacht vor der Hütte in traulichem Geschwätz. Mein Nacht-
lager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sau-
beres Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf zu meinen Augen kommen.
Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens
nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der
Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe ein-
sam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen.
Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang,
die Genüsse der Freundschaft: aber wir waren nur vom Schicksal
zusammengeführte und wieder getrennte Brüder. In der Residenz,
am Hofe, fand ich nur seine Gesellschaft, Witzgaulei, Lustjägeri;
kein ehrliches, reines Aufthun von Gemüthern gegen Gemüther.
Im Hause der Baronesse Brandenburg lebte ich als Geächteter und
Knecht; nicht wie der Nefte bei der Schwester seines Vaters. Von
da an blieb ich in der Welt ein unfläter Einsiedler. Ich kannte
Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten.
Heredert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur
flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus
der Ferne, von Spaziergängern, von den Aeltern, die mit Kin-

dern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gutmüthigkeit des erfahrungreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch, durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit empfängt, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an diesem Abend verstehen, der Mensch sei nicht zum einsiedlerischen Wesen, zum Nomaden- und Mönchthum, sondern zum geselligen Dasein geboren; und eine Familiengeschichte wiege wohl eine Weltgeschichte, ein Haus mit Gärten und Acker, und ein Herz, das wir ganz das unsere nennen dürfen, ein Weisthumb opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Gesprächen und Scherzen vermischt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von seinen frühern gelehrten Beschäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilloser Blick geblieben, und genug, seine Kinder selbst unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorstellungen ausstatten zu können. Justine und Gabriele, ungeachtet sie sechs Jahre von einander verschieden waren, hatten doch die volle Kindeschuld mit einander gemein; waren junge Rosen und sahen Alles

voller Rosen; plauderten, scherzten, sangen, spielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Gesang, ihr Spiel, wenn schon nur aus dem Frohsinn einer jugendlichen Natur hervorgegangen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele, in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen, hatte etwas Ideales. Sie ahnete weder, wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge? Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinniger. Sie ging unter Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf einem Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen, ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnsige vor Freuden umher im Stübchen; Gabriels Gesicht glänzte im Schimmer stiller Freude. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriele sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Blappermäulchen Justine machte mir viele Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem idyllischen Köpfschen wohl die Umrisse leicht; aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische, die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zu viel, zu lange.

Gute Nacht, Kaukasus und kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen drei-

hundert Städten! Fest stand es in meinem Herzen: Von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden.

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der benachbarten Städtchen mein Unterkommen zu suchen. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Justine flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel, als Justinens Kuß.

Nach vierzehn Himmelstagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reisete ich ab. Es floß manches Thränchen. Erst als ich weit hinaus war ins Feld und allein, da weinte auch ich.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, hinreichend, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Landes zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamt offen sei. Dieser Stelle steuerte ich um so lieber entgegen, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele an Markttagen Eier, Honig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hintennach die Achseln.

„Es sind der Kompetenten mehrere; ich kann nichts versprechen.“ —
„Was nicht versprechen!“ rief die Frau Oberamtswärthin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vorzeiten schön gewesen sein mochte, mich lange auf und ab mit den Augen gemessen, dann meine Probearbeiten gemustert hatte: „Bist du denn blind, Herr Oberamtswärthin? Hat denn Einer von allen Kompetenten so viel geleistet, wie Herr Hen? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!“

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es mit einander, laut Ankündigung, ein halbes Jahr probiren. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die definitive Anstellung.“ So sprach der Oberamtswärthin, und ich wußte nun, wer Oberamtswärthin im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war außer mir vor Freuden, Schreiber und Kopist geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtswärthin zu sich ins Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnädige Frau ward mir so gewogen, da ich zugleich ihre etwas ungezogenen Kinder in Nebenstunden unterrichtete, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich aussteuerte. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewöhnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie die Meinigen; Gabriele war meine Braut, sie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, sie gestand es sich nicht. Meine bleibende Anstellung in der Amtschreiberei ward, als ein Festtag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in seliger Erwartung den Höhen meines Glücks entgegenging, hatte ich auch im Hause meines Herrn behagliches

Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigsten Theil derselben fast allzusehr, nämlich von der gnädigen Frau. Diese alte Schönheit war etwas gefallsüchtig, etwas gebieterisch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, sie gestand mir sogar manchmal mit widerlicher Naivetät, ich sei ein schöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Naivetät nicht verstehen wollte, gab sie bald mit losen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck die Auslegung, und flößte mir unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundschaft, wie sie es nannte, Hölleangst; denn ich sah mich der Gefahr preisgegeben, bei dieser alten Dame Josephs Mantelrolle zu spielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Rectheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblick an kehrte sich das Blatt. Anfangs spielte sie die Schmachthende, Gebeugte, Trauernde; dann die Kalte, Stolze; zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie erfand hundert Wege, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, wofür sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen sein würde, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermögen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zur Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Honoratioren des Städtchens gefeiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen; die

gnädige Frau, als Prima Donna der Stadt, im höchsten Puge, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtsvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, schon erfüllt mit der vornehmen Welt des Ortes. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzrätthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtswärthin an zärtlicher Höflichkeit zuvorthun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblicke sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hüpfen, denn sie hüpfte gern jugendlich. Die Anwesenden insgesammt theilten mein Erstaunen, und das Lachen ward allen schwer zu verheimlichen. Noch größer ward mein Schreck, als ich die Hälfte des Kleides der gnädigen Frau zu meinen Füßen liegen, ja mich mit beiden Füßen auf dem Gipfel des leichten Schlepprockes stehen sah. Die Oberamtswärthin faßte sogleich nach ihrem Hintertheil, und als sie die schreckliche Entdeckung des Verlustes gemacht hatte, stieß sie einen jämmerlichen Schrei aus. Die Verwirrung ward allgemein, die meinige am größten. Ich bat tausendmal um Verzeihung. Die gnädige Frau mußte sich im Nebenzimmer umkleiden; ich selbst holte ihr ein anderes Kleid vom Hause. Aber alle Freude war von ihr gewichen den Tag.

Folgenden Tages empfing ich meine förmliche Entlassung und die wohlgemeinte Weisung, sogleich die Stadt zu verlassen. Da stand ich wieder mit meinen Hoffnungen auf der Straße.

D a s G e s t ä n d n i s s .

Ich erzählte im Hause des Invaliden mein närrisches Unglück, und entdeckte zugleich, was ich bisher immer verschwiegen hatte,

das peinliche Verhältniß, in welchem ich schon so lange mit aller Selbstüberwindung gelebt hatte. Man tröstete mich, der ich eben keines Trostes bedürftig war. Gabriele wünschte mir mit unverhehlter Freude sogar Glück, aus dem Hause des Oberamtmanns fort zu sein. Einer meiner Kollegen in der Amtschreiberei, der mir sehr ergeben war, hatte mir beim Abschied versprochen, sich für mich um Anstellung bei einer verwittweten, sehr reichen Frau von Kasten in einer benachbarten Stadt umzuthun. Die Dame suchte eben einen Schreiber, der zugleich etwas Landwirthschaft verstehe. Ich blieb inzwischen in der Hütte des Invaliden, und half arbeiten.

Während Thomas Stroh schnitzte und ich zeichnete, kamen wir einst auf das Gespräch von der Zukunft. Ich theilte ihm meine Entwürfe mit und vertraute ihm meinen höchsten Wunsch. Er nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ganz recht, lieber Heu. Die Gabriele hängt mehr an Euch, als sie selbst weiß. Aber ich bin arm; Ihr seid es auch. Es denkt kein Ehrenmann daran, früher ein Weib zu nehmen, bis er es ernähren kann. Ich gebe Euch Gabrielen; aber sorget vorher, wovon Euch erhalten? Euch kann es nicht fehlen. Das Mädchen ist siebenzehn Jahre alt; es kann schon warten.“

Da sprang ich von der Zeichnung weg, küßte den guten Schnurrbart, und gab ihm meine wohlverdienten fünfhundert Gulden, mit der Bitte, mir dafür einen Acker zu kaufen. Mit Gottes Hilfe müsse in Jahr und Tag mehr folgen. Der Alte freute sich meines Ernstes, und nahm das Geld und machte frohe Pläne für Gabrielen, für mich und sich. Er ward recht tief bewegt dabei.

Indem kam Gabriele zu unserm Gespräch. Der Alte wischte sich eine Thräne aus den Augen; aber sie hatte es doch bemerkt und fragte ängstlich-schüchtern. — „Ei, was!“ rief der alte Thomas mit angenommener komischer Verdrießlichkeit: „Herr Heu

will fort wieder, will nicht bei uns bleiben; sagt, alle Welt hätte ihn lieb, nur du hättest ihn allein nicht lieb. Das sähe er nun wohl, und darum wolle er fort."

Das arme Mädchen erblaßte, und ließ die gefalteten Hände vor sich niedersinken, und sagte kein Wort. Der Alte sah ihr Erblassen und erschrak. „So rede doch!“ rief er.

„Habt Ihr das gesagt und geglaubt?“ fragte sie mich mit zitternder Stimme. — „Nein, liebe Gabriele,“ sagte ich, „der Vater scherzt nur.“ — Da kehrte ihre natürliche Röthe auf die Wangen zurück, und sie sagte, indem sich ihre Wangen höher färbten: „Ihr wißt doch am besten, wie wir alle Euch gern haben.“ — „Und du auch?“ fragte Thomas Stroh. — Sie schlug ihre Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Du weißt es ja, Vater.“ — „Und wenn er es nun nicht glauben will?“ entgegnete der Alte, in seinen vorigen Ton zurückfallend. — „Was kann ich dafür?“ sagte sie leise, und ihre schönen Augen wurden naß. — „Nun denn, Gabriele, sei kein Narrchen!“ rief Thomas, und nahm sie in den Arm: „Was könntest du wohl aus Freundschaft für ihn thun, wenn es aufs Aeußerste käme? Sag's einmal offenherzig.“

Sie schwieg, schlug die Augen nieder, blickte dann wieder zu ihrem Vater auf und sagte: „Sterben.“

„Ah, Pöffen!“ rief Thomas: „Gib ihm einen Kuß, das ist mehr werth, denn dein Sterben. Er hat mir eben die ersten fünfhundert Gulden für euer beider künftige Haushaltung gebracht.“ Und mit diesen Worten legte er sie an meine hochschlagende Brust. Gabriele schmiegte sich scheu in sich zusammen. Ich küßte ihre helle Stirn. Da sah sie durch Thränen lächelnd zu mir auf.

Ich war noch keine acht Tage in der Familie gewesen, die ich nun mit Recht die meinige nannte, als ich durch ein Briefchen von meinem ehemaligen Kollegen erfuhr, ich müsse mich, sobald

als möglich, persönlich bei der Frau von Kasten melden. Ich flog dahin. Ich erhielt den Dienst, an dem mir das liebste siebenhundert Gulden Gehalt und die Nähe der Invalidenhütte war. Freilich konnte ich nicht mehr so oft, als sonst, dort sein; denn die Hauptstadt der Provinz, mein neuer Aufenthaltsort, war doch eine Tagreise von der schönen Heimath meiner Liebe entfernt.

Der K a f f e e.

Meine Gebieterin, die Wittve von Kasten, eine geld- und ahnenstolze Dame, behandelte mich sehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorstellte. Ich war Privatsekretär, Hausmeister, Verwalter, Kammerdiener, Musikus, Vorleser, Gesellschafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geschäften gebrauchen lassen, die mir nur durch den Gedanken an Gabriele erträglich wurden. Dabei verlangte die Dame alle und jede Verrichtungen von mir, mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geschenke und versüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte sie keinen Anspruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präsident des Obergerichts, ein Freiherr von Groll, der Begünstigte. Dieser Mann schien mich gleich die ersten Male nicht gern in dem Hause zu sehen, besonders als er wahrnahm, wie herablassend die gnädige Frau sich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er sei ein wenig eifersüchtig, wozu er doch keine Ursache hatte. Ich lernte ihn aber theils selbst, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeußerungen der Frau von Kasten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, hypochondrisches Männchen, das sich zwischen seinen Akten beständig mit selbstgeschaf-

fenen Gespenstern und Aengsten quälte. Es that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Person nicht eines Bessern belehren zu können. Aber der Abstand des Ranges zwischen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau von Kasten selbst von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen seltsamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich sogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernste Folgen hatte. Der schwarzblütige Freiherr hatte behauptet, ich hätte einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falsches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks ums Leben zu bringen. Er verstehe sich auf Physiognomien. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das bestärkte den argwöhnischen Kaiz in seinen Besorgnissen; und obwohl er nichts gegen die Vorstellungen seiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigstens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kasten beruhigte mich aber, und versprach, obschon der Freiherr es wünsche, mich ihm zum Troze nicht aus dem Dienste zu lassen, so lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch so gut Wort, daß sie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präsidenten zu Stande kam, bestimmt ausbedang, daß er sich nie in die Wahl ihrer Domestiken mischen solle. Namentlich, wenn schon nicht schriftlich im Ehekontrakt, ward meiner dabei gedacht.

Mir war diese sonderbare Verumständung allerdings verdräglich. Ich sah wohl voraus, daß ich einst dem Willen des künftigen Ehegemahls weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat die Frau von Kasten ins Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte.

Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Präsidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!“ sagte sie. — „Gnädige Frau,“ erwiderte ich, „die Köchin ist abwesend. — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!“ war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierduten zu haben pflegte, etwas, das, der Papierform und der Farbe und Form des Inhalts nach, dem gemahlten Kaffee vollkommen ähnlich sah. Ich kochte; ich trug mein Kunstprodukt ins Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete an der Schelle Sturm im Hause. Alle Bedienten stürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der erste im Zimmer, weil ich der nächste gewesen. Der Freiherr von Groll lag im aufgerissenen Fenster und schrie hinaus: Hilfe! Hilfe! Mörder! — Die Frau von Rasten läutete Sturm ohne ein Wort zu sagen, obgleich sie mich sah. Ich glaubte anfangs, die beiden Liebesleute seien vor eitel Zärtlichkeit närrisch geworden. Als aber mehr Menschen im Zimmer waren, wandte sich der Freiherr um. Sein erdgelbes Gesicht war von gräßlicher Angst verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da fest! Er ist mein Mörder, Hilfe, Aerzte, Aerzte!“ — Unter dem Festzuhaltenden verstand er mich. Man versicherte sich meiner Person. Die Frau von Rasten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieser Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geschwäze der Leute, ich solle dem Präsidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entsetzliches Erbrechen bekommen. Ich schüttelte lächelnd den Kopf, doch war mir jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht den ächten Kaffeegeruch ge-

habt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich sogleich nach dem Inhalt des Papiersäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak! — Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphiren zu sehen.

Man sperrte mich ins Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Betttücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab ins Freie. Am Morgen war ich der erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, zögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Lauern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beinahe drei Wochen irrte ich so umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehställen. Ich fühlte meine Gesundheit von kalten Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Bestätigung dessen, was ich schon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer suche, daß man mich mit Steckbriefen versolge. Ich schrieb

an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schicksal aufzuklären; dann war mein Vorsatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihm mein Abenteuer zu erzählen, und seinen Schutz anzusuchen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erstaunen, du stehest an des Herzogs Seite, als erster Minister. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Gesteh' nur ein, ich bin ein lebendiges Beispiel, wie ein Mensch mit den redlichsten Gesinnungen, mit nützlichen Kenntnissen, mit dem besten Willen, durch Zufall der Geburt sogar zu einer glänzenden Rolle bestimmt, ohne sein Verschulden und vermittelt wahrer Nichtswürdigkeiten, in den Staub niedergerissen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts, als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorschreiber-, eine Dorfschulmeisterstelle, Vergessenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in den Arm. Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuven und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu, sagt der Invalide, gesellt sich am besten zum Stroh.

S c h l u ß.

Als der Baron von Heuven seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückte ihm der Graf Roderich und dessen Gemahlin freundschaftlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelst dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir einst gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkoren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß

der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in Einsamkeiten, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden, die Luft ihm Krankheiten; die Erde erbeugend wird ihm seine Hütte zerreißen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße sogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor; stellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen; machen ihn zum Gegenstand der Verehrung und des Neides. Umsonst drängen sich Andere voll Ehrgeizes herbei; umsonst gab ihnen die Natur alle Eigenschaften, große Rollen auf der Weltbühne zu spielen. Sie bleiben drunten im Staube. Das Schicksal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht schonen und nicht der Tugend der Weisen. Wer ist mächtiger, als das Schicksal?"

„Der Mensch!“ sagte der Baron von Henwen: „Dessen bin ich der lebendige Zeuge. Der Mensch und das Schicksal stehen im ewigen Kampfe. Wahr ist's, der Mensch kann nie das Schicksal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schicksal den starken Geist des Sterblichen überwinden. Das Schicksal spielt nur mit der Außenwelt, und kann nicht über den festen Kreis des Irdischen hinaus, in das es eingebannt ist; der Mensch, als Geist, ist Herr in seinem geistigen Reich, und das unantastbar, wenn er es sein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie seine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie seine Zufriedenheit mit sich selbst, sein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, daß ihn alle Lebensgenossen verachten, aber er wird mit Bewußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel der sogenannten Ungefährer lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwilch oder Seiden das freie Herz, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an

Irdisches fetten läßt. — Und ich war, Roderich, nie unglücklich; in der Fülle des Reichthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arm des Schicksals, wenn der Thor vergift, daß er eine geistige Macht sei, sich in das Gebiet des Schicksals begibt, und seine höhern Ueberzeugungen fahren läßt für die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit.“

Die Gräfin lächelte: „Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht wohl. Aber hier, unter vier oder sechs Augen, können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals so ganz verächtlich nicht sind; zum Beispiel nur so ein anständiges Aemtlehen, um eine schöne Gabriele ans Herz drücken zu können . . .“

„Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige,“ sagte Heuven: „wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen. Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf setzen, daß wir unglücklich in uns selbst würden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte.“

„Gehen Sie!“ rief die Gräfin: „Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihr Wort gehört hätte.“

Heuven hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts bei dem Minister an den Invaliden geschrieben und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invalidenhütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht die Rückkehr des Boten hoffte, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war, und

dessen Huld er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Centralpolizeidirektion ernannt. Heuven lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich das Diplom überreichte: „Auch mit einer geringern Stelle wäre ich wohl bedacht gewesen,“ sagte er: „doch nehme ich, was mir gegeben wird. Alles ist Almosen des Verhängnisses. Nur das Bessere fehlt noch.“

Da der Minister mit seiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Ministers hinausfuhren, begegnete ihnen auf der Landstraße der Bote. Heuven erkannte ihn sogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, statt eines Briefes vom Invaliden oder dessen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit seinen Töchtern die Hütte verlassen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereiset sei, hatte der Invaliden Keinem gesagt.

Heuven machte ein finsternes Gesicht. „Das ist gewiß,“ rief er, „Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falschen Gerüchte; oder wohl gar Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seite des hypochondrischen Freiherrn von Groll. Ihr sehet, lieben Freunde, wie es mein Schicksal mit mir meint. Es gibt mir, um zu nehmen!“

„Herr Philosoph!“ sagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuven versicherte zwar, das werde ihm seine innere Zufriedenheit nicht stören. Aber doch ward er still und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

„Spielen Sie mir heute nicht den Schwermüthigen!“ sagte die Gräfin, als sie im Landhause angekommen waren, und Heuven düster am Flügel stand, und aus den Saiten desselben mit seiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief: „Wissen Sie nicht, daß mein Namenstag ist? Wir haben Gäste zu er-

warten, und Sie müssen mit Ihrem Frohsinn wieder die Seele der Gesellschaft werden. Ich will Ihre Philosophie ein wenig auf die Probe stellen, und ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schicksals sind."

"Ach, liebenswürdige Gräfin," erwiderte Heuven, "wie können Sie doch grausamer, als das Schicksal selbst sein wollen, das der menschlichen Natur wenigstens ihr Recht lassen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schutzgöttin . . ."

"O wäre ich das, lieber Baron," unterbrach ihn die Gräfin lachend: "so sollten Sie an meinem Namenstage wenigstens gewiß das Köpfchen nicht hängen. Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder, besser noch, die schöne Hüttenbewohnerin selbst geben."

Indem trat Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm zur Thür herein. Heuven erstarrte. Er sah Gabrielen, aber nicht in ländlicher Tracht, aber schöner, als sonst, und man sollte fast sagen, verklärt. Thomas Stroh mit dem Stelzfuß, Justinen an der Hand, folgte. Die Gräfin umarmte die reizende Gabriele und die schüchterne Justine. Schon seit einigen Tagen wohnte die kleine Familie hier, durch Veranstaltung des Ministers.

Heuven stand noch immer unbeweglich da, mißtrauisch gegen seine Sinne. "Sie werden eingestehen, lieber Herr Baron," sagte die Gräfin zu ihm lächelnd, "ich bin eine der gütigsten Schicksalsgöttinnen!" Damit ergriff sie den Arm ihres Gemahls und entfernte sich mit ihm aus dem Zimmer, um die Beglückten nicht zu stören.

Unsere Erzählung ist zu Ende. Wir haben nichts hinzuzufügen, als was jeder Leser schon selbst abnehmen kann.